



E 6594 F

DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

16. JAHRGANG
OKT. - DEZ. 1987



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand,
Dr. D. Lutz, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1-15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Hubert Krins		
	Der Vorschlag Richard Meiers für die Neugestaltung des Ulmer Münsterplatzes	161
August Gebeßler		
	Zur Neubauplanung für den Münsterplatz	165
Erhard Schmidt		
	Ergebnisse einer Sondierungsgrabung auf dem südlichen Münster- platz in Ulm	169
Hartmann Reim		
	Neue Ausgrabungen im römischen Rottenburg am Neckar	173
Michael Goer		
	Die „Hopfenburg“ des Hofguts Kaltenberg – ein Wahrzeichen des Tettlinger Hopfenanbaus	180
Leo Schmidt		
	Konstanz von innen Methoden und Ergebnisse der Denkmalinventarisierung	183
Margarete Walliser		
	Die Privatgärten des Ludwigsburger Schlosses Eine nicht alltägliche archäologische Untersuchung	191
Ursula Schneider		
	Das Kinderhaus der Gustav-Werner-Stiftung „zum Bruderhaus“, Reutlingen, Gustav-Werner-Straße 7	197
Dietrich Lutz		
	Archäologie und Stadtgeschichte in Heidelberg	201
Julius Fekete		
	Die Michaelskirche in Stuttgart-Sillenbuch von Hans Herkommer Der katholische Kirchenbau der frühen 50er Jahre in Württemberg	209
Personalien		215
Buchbesprechungen		215
Neuerscheinung		219
Mitteilung		220

Titelbild: Fayence Albarello (Arzneigefäß) des 17. Jahrhunderts aus dem Apothekenbrunnen auf dem Heidelberger Kornmarkt (Nordwestecke des Grabungsfeldes). Die Darstellung in Blauamalerei zeigt einen Chinesen (?) mit Hut oder Mütze. Zum Beitrag Dietrich Lutz: Archäologie und Stadtgeschichte in Heidelberg

Hubert Krins: Der Vorschlag Richard Meiers für die Neugestaltung des Ulmer Münsterplatzes

Die Geschichte des Ulmer Münsterplatzes wurde in Heft 2 des Jahrgangs 1986 dieser Zeitschrift vorgestellt. Der folgende Beitrag knüpft hieran an und faßt die Ereignisse von November 1986 bis September 1987 zusammen.

Aus dem von der Stadt Ulm ausgeschriebenem beschränkten Wettbewerb zur Neugestaltung des Münsterplatzes ging der Entwurf des amerikanischen Architekten Richard Meier und Partner als erster Preis hervor. Er schlägt auf dem südwestlichen Münsterplatz zwei deutlich voneinander getrennte Gebäude vor: Im Osten einen differenzierten Baublock für die Deutsche Bank, im Westen einen im wesentlichen runden Bau für den im Zentrum des Wettbewerbs stehenden Wunsch der Stadt, verschiedene Funktionen – Ausstellungsräume, Vortragssaal, Verkehrsverein und Restaurant – in repräsentativer Weise zu verbinden.

Die städtebaulichen Grundgedanken dieses Vorschlags gehen aus dem Erläuterungsbericht des Architekten klar hervor: „Die Plazierung des Ausstellungsgebäudes in der Südwestecke des Platzes verengt und akzentuiert die Einmündung der Hirschstraße in den Platz; durch Differenzierung und Auflösung der Gebäudevolumina entsteht aber kein abschließender Riegel an der südlichen Platzwand, sondern ein Wechsel von Transparenz und Blickpunkten, von Verengung und Weite, der gerade den Zugang zum Platz und den ersten Blick auf das Münster zu einem spannungsvollen und einladenden Erlebnis werden läßt.

Der Platzraum selbst untergliedert sich in zwei Bereiche mit jeweils unterschiedlicher räumlicher Ausgestaltung und Verweilqualität: einerseits bleibt die weite Platzfläche in ihrer Großräumigkeit als Pendant zum Münster erhalten, andererseits werden die Randbereiche in einer Maßstäblichkeit gegliedert und abgestimmt, die nicht nur auf das Münster, sondern auch auf den Fußgänger und auf die kleinteilige Struktur der Stadt selbst bezogen ist. Somit entsteht um das große, arenaartige Zentrum des Platzes, das ganz auf das Münster orientiert ist, eine periphere gegliederte und geschäftige Zone entlang des Platzrandes . . .

Der enge Bezug auf den Münsterplatz ist das bestimmende Element des Ausstellungsgebäudes . . . Sie (die Architektur) will mit den unterschiedlichen architektonischen Ereignissen – dem Wechsel von Innen und Außen, von Transparenz und Geschlossenheit, von Enge und Weite, Hell und Dunkel, von Gebäude und Außenraum – der Aufgabe des Gebäudes Ausdruck verleihen und durch Ruhe, Klarheit, Leichtigkeit und Eleganz positiv auf die Benutzung und die Umgebung wirken.

Das grundlegende Ordnungsprinzip basiert auf einem Quadrat, umschlossen von konzentrischen Kreisen, die

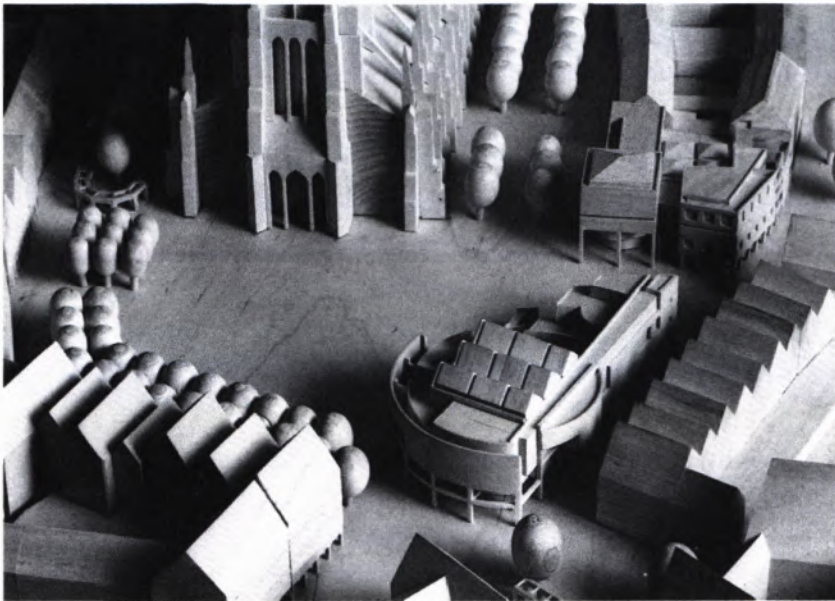
von den aus dem Platz abgeleiteten Achs- und Fluchtlinien durchdrungen und segmentiert werden.“

Das Preisgericht hat diese Konzeption als „einen hervorragenden Beitrag in unserer Zeit für das Bauen in historischer Umgebung“ hoch bewertet. Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg war als sachverständiger Berater im Preisgericht vertreten. Seine Aufgabe war es nicht, die Entwurfsqualitäten zu beurteilen, sondern vor allem die Verträglichkeit mit dem Münster zu prüfen, worunter jedoch nicht nur das unmittelbare Nebeneinander der beiden Bauwerke verstanden wurde, sondern auch das durch sie bestimmte Bezugsfeld zur Stadt. Grundsätzlich wurde die Wettbewerbsaufgabe seitens der Denkmalpflege vor allem auch als Aufgabe einer Fortschreibung der städtischen Baulandschaft im Verhältnis zum Münsterbauwerk gesehen; dies zusätzlich unter Beachtung der Tatsache, daß mit der Neubaufgabe auch städtische Repräsentanz geleistet werden soll. Die Stellungnahme der Denkmalpflege zum Meier-Entwurf spricht denn auch beide Seiten an: „Der Entwurf orientiert sich in den Dimensionen und den stadträumlichen Bezügen an den verpflichtenden stadtbauhistorischen Grundgegebenheiten des Münsterbereiches. Beim Eigenständigen der vorliegenden Architekturqualität besteht die Gefahr eines Solitäranspruches, der eine dominant verfremdende Wirkung im Verhältnis zum Münster nicht ausschließt.“

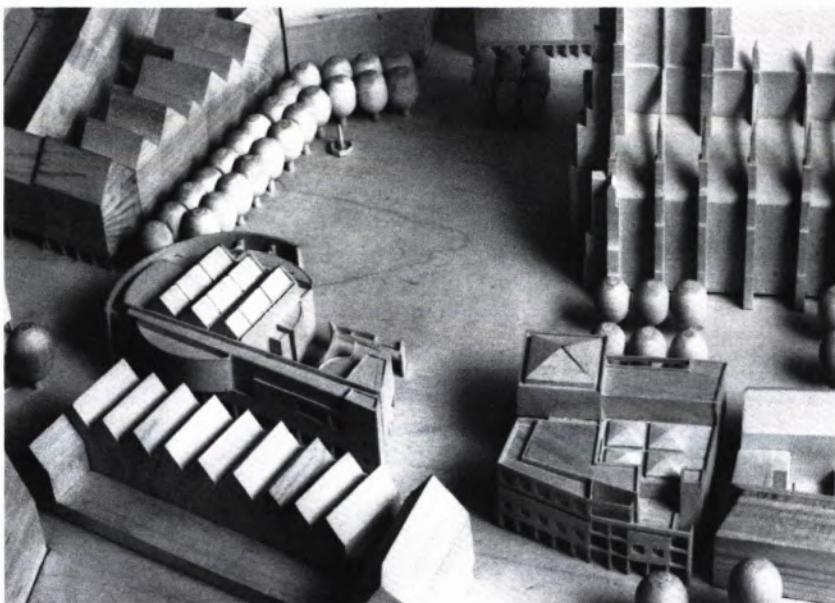
Die Denkmalpflege hat somit darauf hingewiesen, daß der von der Jury so positiv bewertete „Dialog“ zwischen alt und neu ein Risiko beinhaltet und sie hat damit betont, wie wichtig es ist, bei einer Realisierung des Entwurfs den Münsterbau stets sensibel im Auge zu behalten, um einen Mißklang auszuschließen.

In den folgenden Monaten haben der Gemeinderat der Stadt Ulm und der Denkmalrat des Regierungsbezirks Tübingen dem Entwurf Richard Meiers zugestimmt. Auch der Evangelische Gesamtkirchengemeinderat hat das Wettbewerbsergebnis gebilligt. Dieser Entscheidung kommt deshalb ein besonderes Gewicht zu, weil der Evangelischen Kirche nach einem Vertrag von 1894 ein Vetorecht zusteht. Damals hat die Kirche die Fläche des Münsterplatzes der Stadt gegen diese rechtliche Zusicherung übereignet.

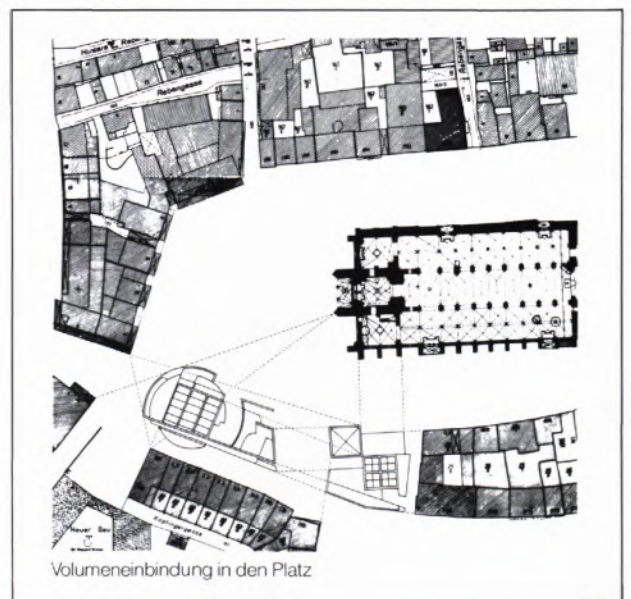
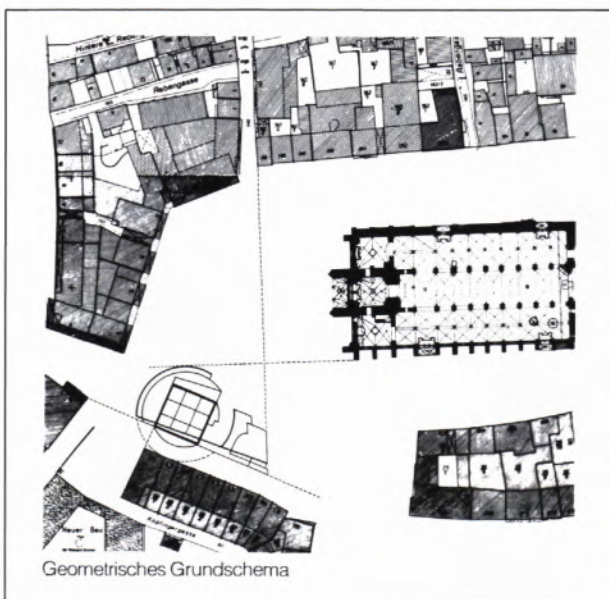
Hingegen konnte sich der Verein Alt-Ulm dieser Auffassung nicht anschließen. Unter Hinweis auf die jahrhundertlang tradierte Grundform des rechteckigen Hauses mit Steildach hat der Verein den Meier-Bau als



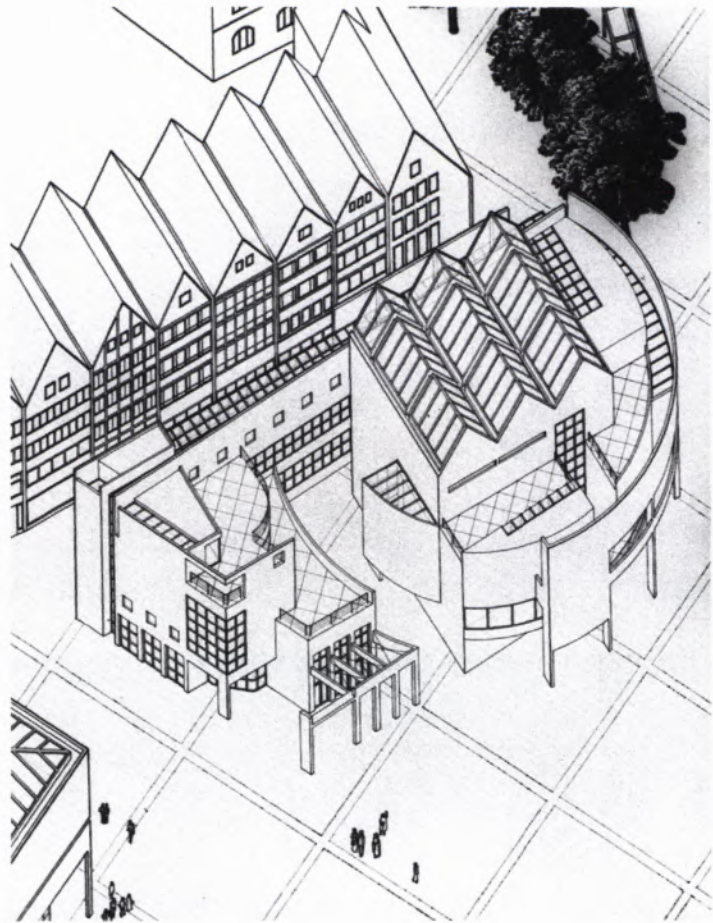
1 u. 2 DER WETTBEWERBSENTWURF von Richard Meier und Partner im Modell.



3 u. 4 ENTWICKLUNG DER GEBÄUDESTELLUNG und des Gebäudevolumens im Platz nach dem Wettbewerbsentwurf Meiers.



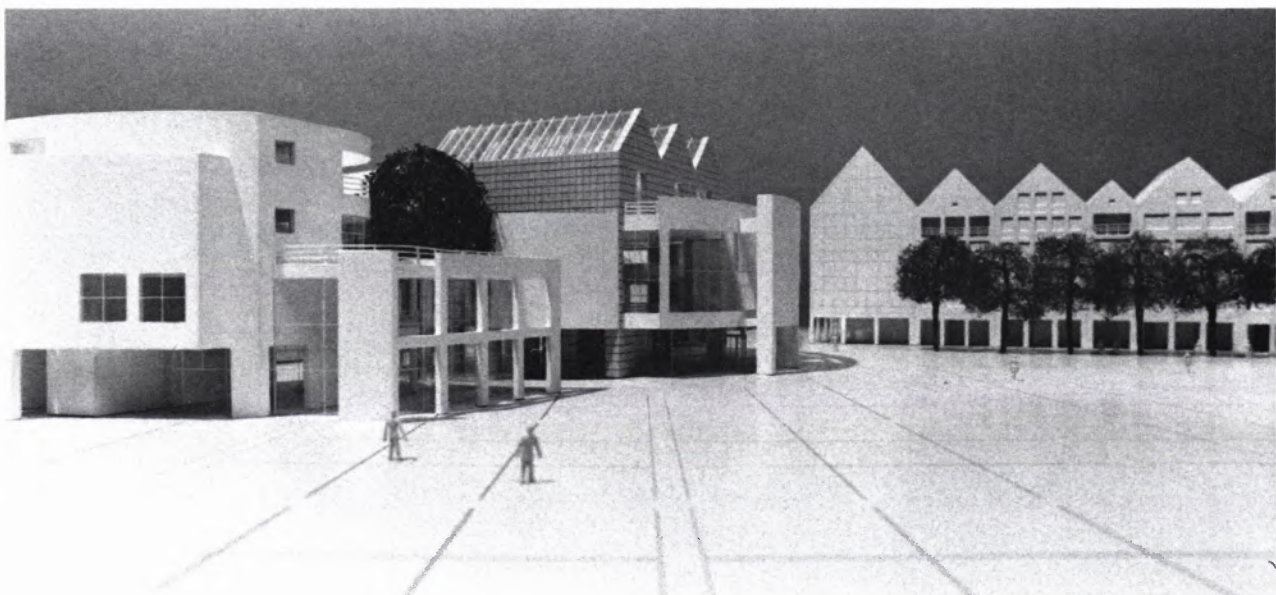
5 PERSPEKTIVISCHE DARSTELLUNG des Münsterplatzgebäudes im Stadium des Wettbewerbsentwurfs.

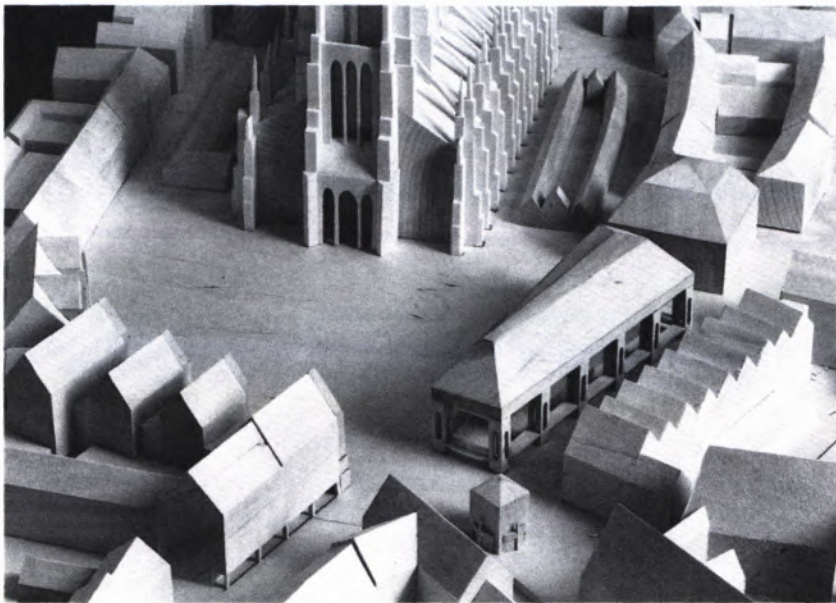


unverträglichen Fremdkörper bezeichnet. „Fremd sind Rundbau, Flachdach, Prismenfolge der Glasdächer, sich aufwärts zurückstufender Kubenstapel des Ostausläufers. Dazu kommt, daß der Meier-Bau die Blickerlebarkeit des Münsters schwerwiegend beeinträchtigt. Er verdeckt großenteils den einzigen Gesamtüberblick . . . von Südwesten her.“ Es gelang dem Verein, so viele Unterschriften gegen den Entwurf zu sammeln, daß die Baufrage in einem Bürgerentscheid den wahl-

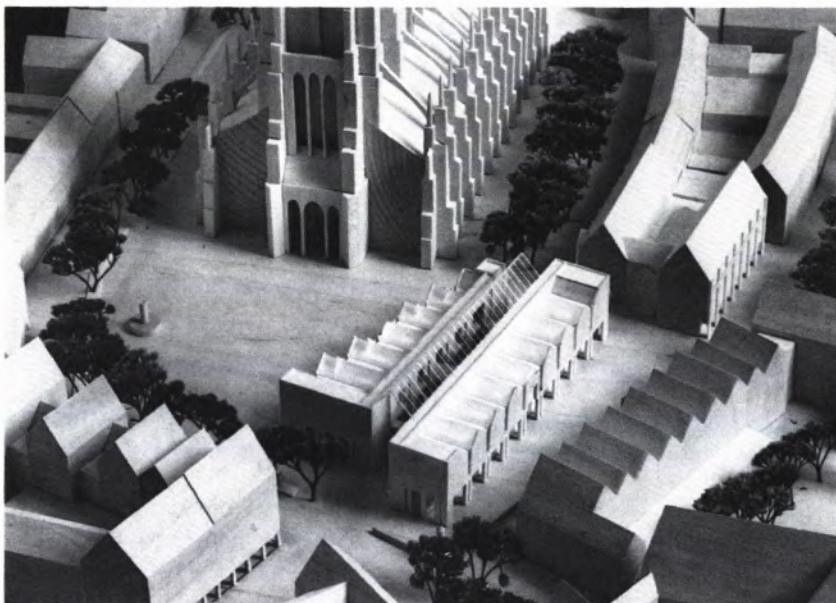
berechtigten Ulmer Bürgern vorgelegt wurde. Diese Frage lautete: „Soll die Stadt Ulm auf dem südwestlichen Teil des Münsterplatzes eine öffentliche Einrichtung (Ausstellungsbau oder ähnliches) errichten?“ Der Bürgerentscheid fand am 20. September 1987 statt. Dabei erreichte der Verein Alt-Ulm nicht die erforderlichen 30% der wahlberechtigten Stimmen, um das Projekt zu Fall zu bringen. In ersten Stellungnahmen haben die Stadtverwaltung und die Fraktionen des Ge-

6 VERGLEICHBARE ANSICHT nach dem überarbeiteten Modell.





7 GOTTFRIED UND STEFAN BÖHMS Wettbewerbsentwurf, der den 2. Preis erhielt. Dazu aus der Beurteilung durch die Jury: „Das Problem des Entwurfes liegt in der Gliederung der Gebäude und damit in ihrer Maßstäblichkeit. Dies gilt für die Dimension des Hallenbereiches, wie für die sehr eigenständige Architektur. Im Blick auf die Strebe Pfeiler des Münsters erscheinen Rhythmus und Bemessung der mächtigen Strebe Pfeiler der Stadthalle überzogen ...“



8 ALEXANDER VON BRANCAS Wettbewerbsentwurf, der den 3. Preis erhielt. Problematisch sah die Jury „die Entwicklung des Baukörpers als Passage, deren Eingang von Westen sich geradezu als zwingende Fortsetzung der Hirschstraße anbietet, auch wenn die vorgelagerten Stufen dem Sog etwas entgegenwirken dürften. So wird der Besucher aber gleichsam am Münsterplatz vorbeigeführt ...“

meinderats erkennen lassen, daß sie die Realisierung des Meier-Entwurfs weiter verfolgen werden.

Der „Fall Ulm“ hat sicher exemplarische Bedeutung, nicht nur für das Wechselspiel zwischen Stadtentwicklung/Stadtgestaltung und den betroffenen Bürgern, sondern auch für die Denkmalpflege, genauer: für ihr Rollenverständnis in der Frage des „Neubaues im historischen Kontext“.

Der folgende Beitrag befaßt sich mit diesem Sachverhalt.

Dr. Hubert Krins
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen

August Gebeßler: Zur Neubauplanung für den Münsterplatz

Denkmalpflege und das Bauen in historischer Umgebung werden in der Öffentlichkeit häufig mit Vorstellungen und Erwartungen verknüpft, die mit dem Auftrag der Denkmalpflege nicht immer vereinbar sind. Dies wurde erneut und besonders auch in der öffentlichen Diskussion sichtbar, die in Ulm in der Vorbereitung für den Bürgerentscheid zum geplanten Neubau auf dem Münsterplatz im Gange war. Noch vor dem Bürgerentscheid wurde daher die folgende, der Klarstellung dienende Stellungnahme des Präsidenten des Landesdenkmalamtes der Südwestpresse übergeben und dort am 17. September 1987 abgedruckt.

Der aktuelle Meinungsstreit um den Neubau am Ulmer Münsterplatz dauert an. Die Intensität der Auseinandersetzung ist in jeder Hinsicht ungewöhnlich. Dies hat allerdings nicht nur zu tun mit der Bedeutung der Bausituation im unmittelbaren Umfeld eines hochrangigen Bauwerkes oder mit den Architektennamen, mit denen man sich in Ulm in dieser Bauangelegenheit wieder einmal Hochkarätiges auf den Prüfstand geholt hat; es hat auch nicht nur zu tun damit, daß die Wiederbebauung im Bereich des im vorigen Jahrhundert abgeräumten Barfüßerklosters bekanntlich seit nunmehr achtzig Jahren erörtert wird, so daß sich die Auseinandersetzung im Grunde sozusagen schon auf eine gepflegte Tradition berufen kann.

Die besondere Vehemenz der Diskussion um den Neubau auf dem Münsterplatz und im besonderen um den Richard-Meier-Entwurf hat wohl in erster Linie damit zu tun, daß die Befürchtung unvermeidbarer Nachteile für die Wirksamkeit des Münsters und insgesamt für den Münsterplatz ihre Wurzel hauptsächlich im emotionalen Bereich hat. Die Besorgnisse sind offensichtlich tief verankert auf einer Ebene, von der aus die bekannten sachlichen Argumente, die dem beabsichtigten Nebeneinander von Altem und Neuem auf dem Ulmer Münsterplatz eine letztendlich vertretbare Verträglichkeit bescheinigen, nur schwer oder gar keinen Boden gewinnen können. Wer, wie hier die Denkmalpflege, wenn schon nicht zu einer vollen Konfliktbereinigung, so doch zu einer Versachlichung oder wenigstens zu einer Verständnishilfe für die konservatorischen Belange beitragen will, der muß zuerst auch diese Besorgnisse in ihren Ursachen mitsehen.

Dabei soll nun nicht auf diejenigen eingegangen werden, die nur über einen oberflächlich vergleichenden Blick auf den altvertrauten Münsterbau und daneben auf die „Amerikaner-Architektur“ sozusagen auf Anhieb zu ihrem Urteil „gefällt mir nicht“ kommen und solchermaßen dann beim Bürgerentscheid auch von ihrem Stimmrecht Gebrauch machen werden.

Hier seien zunächst vielmehr jene Diskussionsstimmen aufgenommen, die sich so oder so besonders auf die Denkmalbelange beziehen beziehungsweise die sich in ihrer emotional besorgten Haltung immerhin auf eine – wie auch immer – engagiert artikulierte Zuwendung zum historischen Ulm berufen dürfen.

So hat es der Neubau offenbar schon von vornherein schwer, wo selbst das einhellige Güte-Urteil aller ein-

schlägigen Fachleute zwar vernommen, aber zugleich doch auch mißtrauisch überlagert wird von der unmittelbaren Erinnerung an den jüngst vergangenen Neubauprozess in den alten Städten. Aus den noch frischen Erfahrungen mit dem Nachkriegsbaugeschehen im historischen Zusammenhang reagieren weite Teile der Öffentlichkeit noch immer sozusagen neubauerletzt. Und sie reagieren so schließlich nicht ganz grundlos. So mancher erste und im Wettbewerbsmodell zunächst noch hochgelobte Entwurfspreis hat sich später in der Realität des altstädtischen Bauzusammenhangs dann nicht selten als gewaltiger Ausrutscher erwiesen. Daß diese Erfahrung freilich auch dem Ulmer Preisgericht nicht fremd war, sei zunächst nur angemerkt.

Ein Neubau auf dem Münsterplatz hat es überdies insofern aber noch zusätzlich schwer, als er in einen Stadtraum gesetzt werden soll, der seit der Jahrhundertwende in der Erinnerung sozusagen befrachtet ist durch wiederholt vergebliche, wenn auch nicht nur an gestalterischen Fragen gescheiterte Wettbewerbsversuche, und damit schon deswegen von so manchen zumindest gedanklich als Tabuzone gesehen wird. Zumindest, so wird von ablehnenden Bürgern gefordert, müßte sich ein Neubau in seiner Baumasse wie in der Bausprache doch weitaus mehr Zurückhaltung auferlegen und für den Blick auf das Münster „möglichst unauffällig“ wirken.

Es wird nun hier nicht unterstellt, daß diese Sehweise unmittelbar verwandt ist mit jenem Denkmalverständnis des 19. Jahrhunderts, das damals zur Beseitigung des Barfüßerklosters geführt hat, um die Freisichtigkeit, die denkmalhaft isolierte Freistellung des Münsters zu erreichen. Wem nun freilich in diesem Sinne das unverstellte Bild des Münsters, die platz- und (photo)offene Münsterfreiheit nach wie vor das allererste Kernanliegen ist (anstatt mit einem angemessenen Baukörper wieder mehr Nähe, mehr Zuordnung des städtischen Umfeldes zum Münster zu erreichen), der wird jeder Neubaulösung auch weiterhin mit Vorbehalt begegnen. Und er wird diesen Vorbehalt dann auch weiterhin – wie es geschieht – um so entschiedener vertreten, wenn sich der geplante Neubau in seiner Architektursprache so uneingeschränkt und ohne jede historisierende Tarnung als Baukunst der 80er Jahre präsentiert, wie dies der Richard-Meier-Entwurf tut.

Wer den Neubau des „Stadthauses“ nicht in erster Linie und im Sinne (!) der Bausituation des einstigen Bar-



9 DIE SITUATION VOR 1875 im Modell: Das Barfüßerkloster nimmt einen großen Teil des Münsterplatzes ein, der Münsterturm ist noch nicht vollendet.



10 DIE SITUATION 1987.

füßerklosters als ein Stück ordnendes Heranföhren der städtebaulichen Münsterumgebung begreift, sondern nur als eine vermessene Konkurrenz zum Münster empfendet, der wird in dieser zugegebenermaßen schwierigen und nicht nur für Ulm bedeutsamen Auseinandersetzung auch weiterhin die Zustimmung verweigern. Und er wird in dieser Auffassung auch nicht umzustimmen sein durch den Vorzug, der dem Neubautentwurf von den Fachleuten einhellig bestätigt wird –, nämlich durch seine Architekturqualität; im Gegenteil.

Nun sollte man hier gerechterweise auch einfügen, daß der Nachweis von (zeitgenössischer) Architekturqualität noch längst keine Gewähr dafür bietet, daß sich das gute Neue automatisch deswegen auch mit dem bedeutenden Denkmalgebäude vertragen müßte beziehungsweise in einen Dialog treten kann. Eine ausgezeichnete gläserne Hochhausarchitektur wäre auch in ihrer internationalen Erstklassigkeit neben dem Münster eben ganz schlicht deplaziert.

Nachdem nun allerdings dem preisgekrönten Neubautentwurf von seiner Maßstäblichkeit und Höhenentwicklung her Angemessenheit bestätigt wird, sollte man die letztlich auch für die Denkmalpflege hier nicht unwesentliche Tatsache der Architekturqualität doch nicht außer acht lassen: Sie ist schließlich nicht nur etwas Abstraktes und nicht nur ein Beitrag für die Architektur-Fachzeitschriften. Sie ist hier zum einen begründet im Anspruch der von der Stadt gesetzten öffentlichen Bauaufgabe, der nun eben doch mehr ist als nur der eines Wohn- und Geschäftshauses. Und zum anderen liegt es nicht zuletzt auch an der Qualität, die den Stadthausentwurf dialogfähig macht mit dem Anspruch der vom Münster beherrschten Platzsituation.

Mit solchen Hinweisen soll nun allerdings nicht darüber hinweggeredet werden, daß der Richard-Meier-Entwurf für den Wirkungsraum des Münsters jedenfalls eine beachtliche Herausforderung bringen wird. Dies sollten auch diejenigen, die in ernsthafter Auseinandersetzung mit allen Sachfragen und dem Preisgerichtsvotum von den anfänglichen Besorgnissen inzwischen sehr rasch und mitunter auch recht forsch sogar die Überzeugtheit einer optimistischen Erwartung vertreten, nicht verkennen.

Es ist zumindest kein Beitrag zur Verständnishilfe in der gegenwärtigen Diskussion, wenn all diejenigen pauschal als die Ewig-Gestrigen apostrophiert werden, die im platzräumlichen Nebeneinander von gotischem Münster und einer absolut modernen Architektursprache zunächst Unvereinbarkeit empfinden müssen. Außerdem können sich nicht wenige Stimmen in der Reihe der Ablehnenden zumindest darauf berufen, daß sie nicht nur heute und nicht nur im Gefolge eines nostalgischen Trends, sondern Jahre und Jahrzehnte hindurch in beständiger und gar nicht vordergründiger Weise sich mit dem Ulmer Geschichtsbestand befaßt und forschend ebenso wie in der wachsamsten Begleitung aller Erhaltungsfragen dieser Stadt immer wieder ihre konkrete Zuwendung gegeben haben.

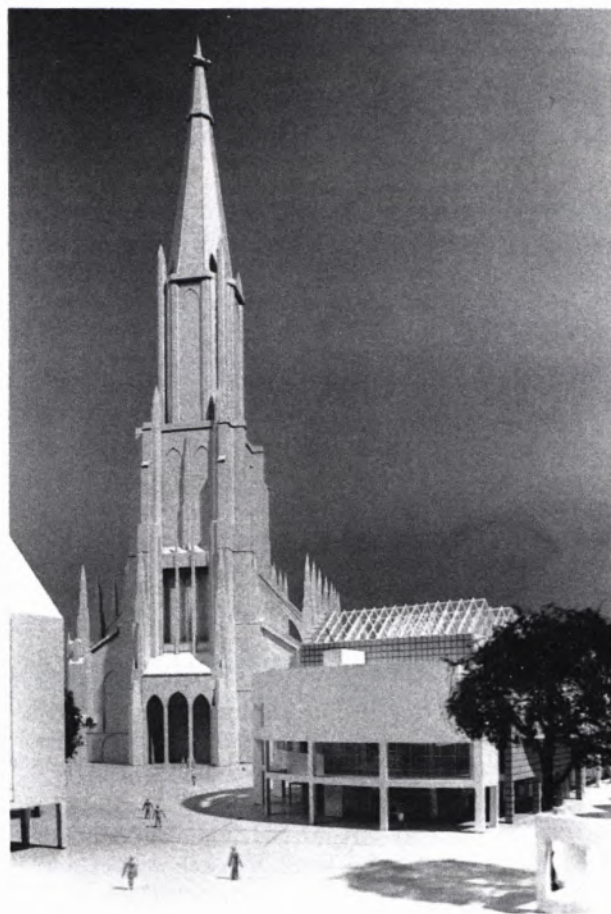
Andererseits stimmt es aber auch umgekehrt nachdenklich, wenn geschichtsbewußte Bildung und Denkmalfürsorge nicht nur zur Denkmalerhaltung beitragen will, sondern aus dieser Haltung heraus sich gegebenenfalls auch begründeten Gegenwartsbelangen verweigert und im historischen Bauzusammenhang zumindest keine formale Veränderung, keine „Fortschreibung“ mehr toleriert.

Jedenfalls haben sich über der öffentlichen Auseinandersetzung die unterschiedlichen Auffassungen inzwischen offenbar weithin zur bloßen Standpunktbehauptung verfestigt. In dieser Situation können selbst die streng angesetzten Prüfungskriterien der staatlichen Denkmalpflege und dann die Begründungen für eine letztlich zustimmende Entwurfsbeurteilung offensichtlich nur schwer nachvollziehbar gemacht und so zur sachlichen Verständnishilfe werden.

Dabei wurden von der Denkmalpflege, die in der Sachverständigenrolle im Preisgericht beteiligt war, alle fachlichen Gesichtspunkte kritisch zur Prüfung gebracht, die für die wesentliche Frage nach den möglicherweise nachteiligen Folgen für die dominante Wirksamkeit des Münsters einschlägig sein konnten. So die Frage nach der angemessenen Höhenentwicklung und nach der maßstäblichen Zuordnung zur benachbarten baulichen Umgebung; dann der geforderte Anspruch in der Architekturqualität; ferner war auch die städtebauliche Rolle des Neuen zu tolerieren, die von der vorgeesehenen stadtrepräsentativen Bedeutung der Bauaufgabe her ja begründet ist und in akzentuierender Weise eine städtisch gewünschte Verbesserung der Platzordnung bewirken soll. Und nicht zuletzt war auch dies in der Beurteilung wichtig: Der Neubau ist nicht nur im architektonischen Anspruch, sondern auch im Verhalten zu seiner baulichen Nachbarschaft ein verträglicher Solitär. Der „Stadthaus“-Entwurf bildet eine in sich ruhende Gestalt, die absichtlich nicht als anpasserische Erweiterung der Platzrandbebauung aus der Nachkriegszeit gedacht ist; im Gegenteil: er beläßt die giebeligen Bauzeilen aus der Nachkriegs-Wiederaufbauzeit als einen eigenen „Jahresring“ in der Geschichte der Münsterplatzbebauung bewußt deutlich ablesbar.

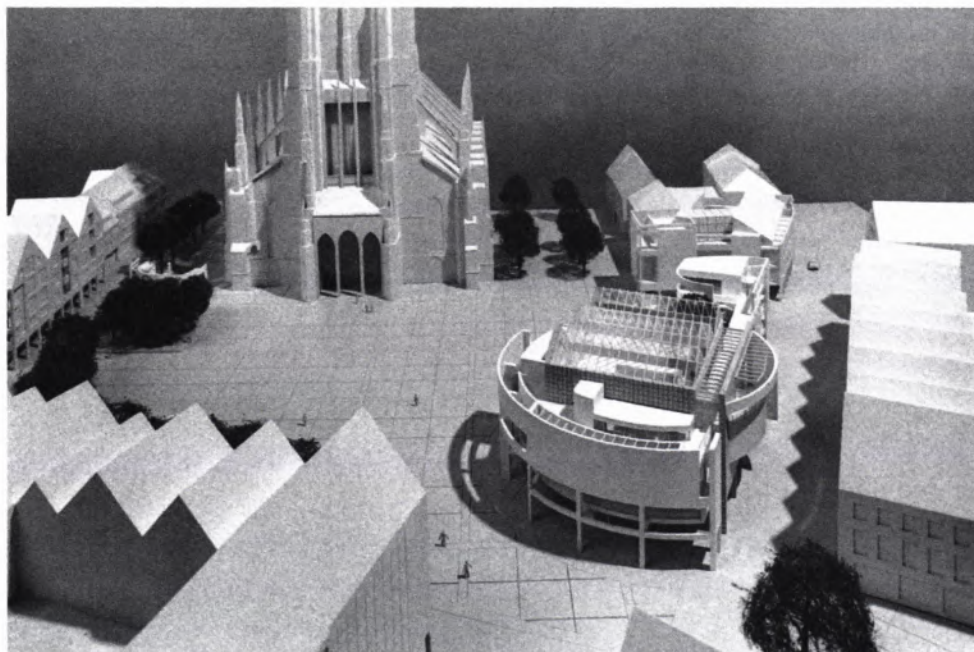
Aber bevor hier Mißverständnisse auftreten, ist dies klarzustellen: Die Denkmalpflege hat weder für einen Neubau auf dem Münsterplatz zu plädieren, noch hat sie als Mutmacher für den Richard-Meier-Entwurf zu fungieren.

Das Bauvorhaben ist in seinen mehrfachen Anliegen der öffentlich-kulturellen Nutzung, der Platzordnung

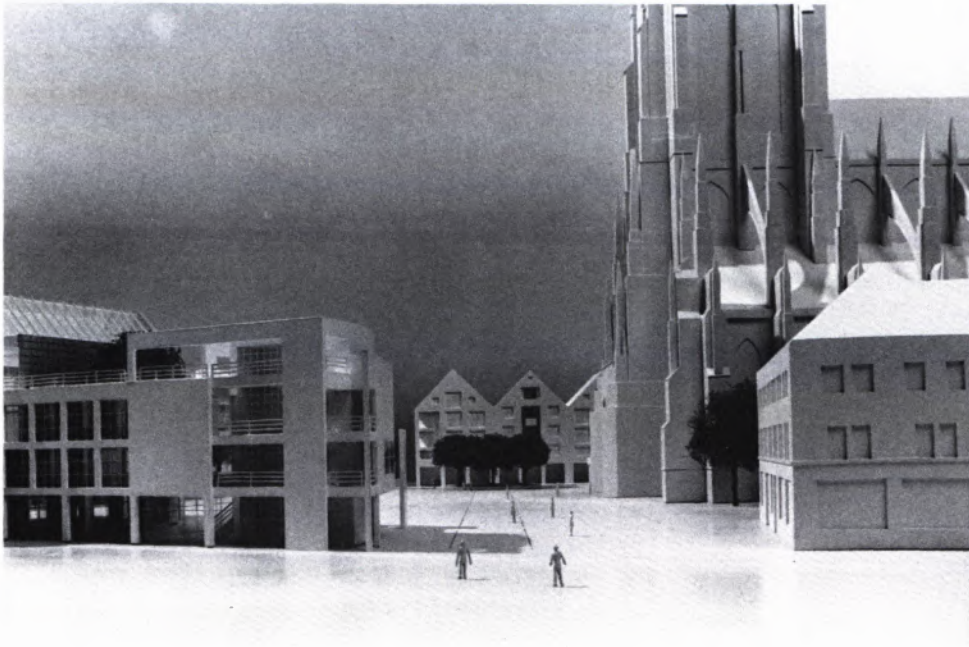


11 DIE SITUATION der geplanten Bebauung im Modell von Meier (Sommer 1987).

usw. allein eine Sache der Stadt Ulm. Das Landesdenkmalamt hatte dabei vom gesetzlichen Auftrag her fachlich allein zu prüfen, ob und wie weit das Baudenkmal Münster in seiner umfassenden, dominant anschaulichen Bedeutung beeinträchtigt wird, nicht mehr und nicht weniger. Der Denkmalrat hat sich der konservatorischen Beurteilung vorbehaltlos angeschlossen.



12 DAS MODELL zeigt die Platzsituation nach dem Entwurf von Meier.



13 BLICK in das Modell mit dem Entwurf Richard Meiers.

Eben diese, auf der Verantwortungsebene der Denkmalpflege geleistete Beurteilung sollte der Diskussion als möglichst versachlichender Beitrag nochmals an die Hand gegeben werden.

Wo allerdings die Auseinandersetzung nicht nur von einem emotionalisierten Unbehagen am Neuen mitbestimmt, sondern darüber hinaus auch noch zum konkreten Plädoyer wird für einen mehr „stimmigen“, ins altstädtische Bild eingepaßten Neubau, dort darf eine klarstellende Anmerkung nicht unterdrückt werden: Die Erlebnisqualität und der Erfahrungswert unserer alten Städte beruht in erster Linie bekanntlich darauf, daß sie Jahrhunderte hindurch immer wieder auch neue Bauaufgaben, neue Akzente möglich gemacht und dem Notwendig-Neuen in der jeweils zeitgenössischen Bausprache auch Heimatrecht gegeben haben.

In diesem Sinne wäre es nicht nur ein Irrtum, sondern wohl auch Verantwortungslosigkeit, für die heute begründeten Aufgaben eines Weiterbaus in der historischen Nachbarschaft den Weg nur in möglichst unauffälliger, historisierend getarnter Architektursprache zu suchen, und damit künftigen Generationen den anschaulichen Zugewinn an Geschichtlichkeit zu verweigern. Diese Feststellung ist noch lange nicht gleichbedeutend mit einem Freibrief für jene Art von städtebaulichen „Totschlägern“, wie wir sie aus den vergangenen

Jahrzehnten hinreichend kennen. Es gibt nicht nur in der Architekturgeschichte, sondern auch in unserer Zeit eindeutige Beispiele dafür, daß es möglich ist, mit dem notwendigen Neubau in der historischen Nachbarschaft formal angemessen zu reagieren, angemessen den Rahmenbedingungen des geschichtlichen Bauzusammenhangs und angemessen auch den kreativen Architekturmöglichkeiten der jeweiligen Gegenwart.

Man muß hier auch an dies erinnern: Es ist noch gar nicht so lange her, daß wir in den alten Städten die Uniformität des neuen Bauens beklagen mußten; heute, das heißt angesichts des Trends zu immer mehr formaler Angleichung, zum „Weggestalten“ und zum Verstärken des Neuen, ja zu historisierend-täuschender Anpassung in der Architektur, muß man umgekehrt nun warnend darauf hinweisen: es gibt auch eine Uniformität des Historischen.

Zumindest Entwicklungen und Neubaulösungen, die auf dieser Linie liegen, sollte man – unabhängig von allen anderen Fragen der jetzigen Auseinandersetzung – dem Ulmer Münsterplatz jedenfalls ersparen.

*Prof. Dr. August Gebeßler
Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg*

Erhard Schmidt: Ergebnisse einer Sondierungsgrabung auf dem südlichen Münsterplatz in Ulm

Seit langem sucht die Stadtplanung in Ulm für die städtebaulich unbefriedigende Situation des Münsterplatzes nach einer angemessenen Lösung. Um hier die Grundlagen für einen internationalen Gestaltungswettbewerb zu schaffen, wurde für den südlichen Münsterplatz ein Bebauungsplan aufgestellt. Neben Hochbauten war auch die Erstellung einer großflächigen Tiefgarage angesprochen.

Der Bau einer Tiefgarage in mittelalterlichen Stadtkernen ist an sich schon problematisch, da er zwangsläufig die im Boden verborgenen Geschichtsquellen restlos zerstört – Geschichtsquellen, die in ihrem Umfang, in ihrer Bedeutung und Aussagefähigkeit meist nicht exakt benannt werden können, sondern aufgrund stadtopographischer Erhebungen unter Berücksichtigung der Stadtentwicklung eingrenzbar sind. Für den südlichen Münsterplatz indessen ermöglicht eine umfangreiche schriftliche Überlieferung eine weitaus schärfere Aussage zur Verlustquote an archäologischen Quellen. Das Planungsgebiet greift über den Verlauf der stauferzeitlichen Stadtbefestigung hinaus und umfaßt die im 19. Jahrhundert abgebrochene Kirche und Teile der Klausur des Franziskanerklosters.

Drei Jahre nach dem Tod des Ordensgründers Franz von Assisi siedelten sich 1229 Franziskanermönche von Schwäbisch Gmünd in Ulm an. Für die Gründung des Klosters wurde ihnen an der Peripherie der stauferzeitlichen Stadnanlage Baugrund zugewiesen. Dafür über-

nahmen die Mönche die Baulast des Löwentores, des Westtores der Stadt, das an das Kloster angrenzte. Durch die weiträumige Stadterweiterung ab 1316 gelangte das Franziskaner- oder Barfüßerkloster aus seiner Randlage und rückte in das Zentrum der Stadt. Schon bald erhielt es durch Stiftungen großen Besitz und hohes Ansehen. Seine Beliebtheit bei der Bürgerschaft im Hochmittelalter findet auch darin seinen Ausdruck, daß das Kloster den Ulmer Patrizierfamilien zunehmend als Begräbnisstätte diente. Nach einer Brandzerstörung im Jahr 1348 wurde das Kloster in größerem Umfang wieder aufgebaut.

In unmittelbarer Nähe des Barfüßerklosters wurde als Ausdruck der wachsenden Prosperität der Ulmer Bürgerschaft 1377 mit dem Bau des Münsters begonnen. Dadurch waren auch die Franziskaner betroffen, denn sie mußten einen Teil ihres Grundbesitzes abgeben. Mit der Einführung der Reformation in Ulm verlor das Kloster mit seiner Zweckbestimmung auch an Bedeutung. Die Gebäude wurden einer wechselnden, überwiegend profanen Nutzung zugeführt; 1875 erfolgte dann der Abbruch des Barfüßerklosters.

Trotz der ausgezeichneten schriftlichen Quellenlage, die durch historische Stadtansichten und Pläne ergänzt wird, wurde die Wertigkeit der archäologischen Quellen von der Planungsbehörde bezweifelt. Eine Sondierungsgrabung sollte Aufschluß über Umfang, Erhaltungszustand und Qualität der Befunde geben. So setzte



1 FRANZISKANERKIRCHE in Ulm von der Hirschgasse aus gesehen. Bauzustand vor ihrem Abbruch. Im Hintergrund das Münster mit unvollendetem Turm. Ölbild von Michael Neher 1839.



im Sommer 1986 in begrenztem Umfang eine Untersuchung ein, die durch die Stadt Ulm finanziert wurde. Die Fragestellung und die Lage des Grabungsausschnittes ergaben sich schon aus der schriftlichen Überlieferung. Die Untersuchung mußte der Klosteranlage und der stauferzeitlichen Stadtbefestigung gelten. Darüber hinaus war zu überprüfen, ob eine ältere, vorstädtische Besiedlung – von der südlich gelegenen Pfalz auf dem Weinhof ausgehend – sich auf den Münsterplatz erstreckt.

Die Ulmer Stadtgeschichtsforschung geht von einer Bebauung des Münsterplatzes erst nach der Ummauerung der Stadt ab etwa 1140 aus. Zumindest für den Ausschnitt der Sondierungsgrabung muß diese Annahme revidiert werden. Eingetieft in den anstehenden Auelehm und überlagert von Befunden der Stadtbefestigung des 12. Jahrhunderts, konnten Pfostengruben als Nachweis einer ebenerdigen Holzbebauung freigelegt werden. Nachfolgende, tiefeingreifende Baumaßnahmen und Leitungsgräben haben jedoch die Spuren dieser Siedlungsphase derart gestört, daß Gebäudegrundrisse nicht zu rekonstruieren waren.

Zum gleichen Siedlungshorizont sind die Reste zweier Grubenhäuser zu rechnen. Es sind dies kleine, eingetieftete Bauten, die als Nebengebäude ebenerdigen Holzbauten zugeordnet wurden. Die Grubenhäuser wurden auf unterschiedlichste Weise genutzt. Sie dienten der Vorrathaltung, aber auch der handwerklichen Produktion. Die Kombination von ebenerdigen Pfostenbauten mit eingetieften Grubenhäusern stellt die typische früh- und hochmittelalterliche Siedlungsstruktur dar, wie sie bei einer Vielzahl von Untersuchungen im

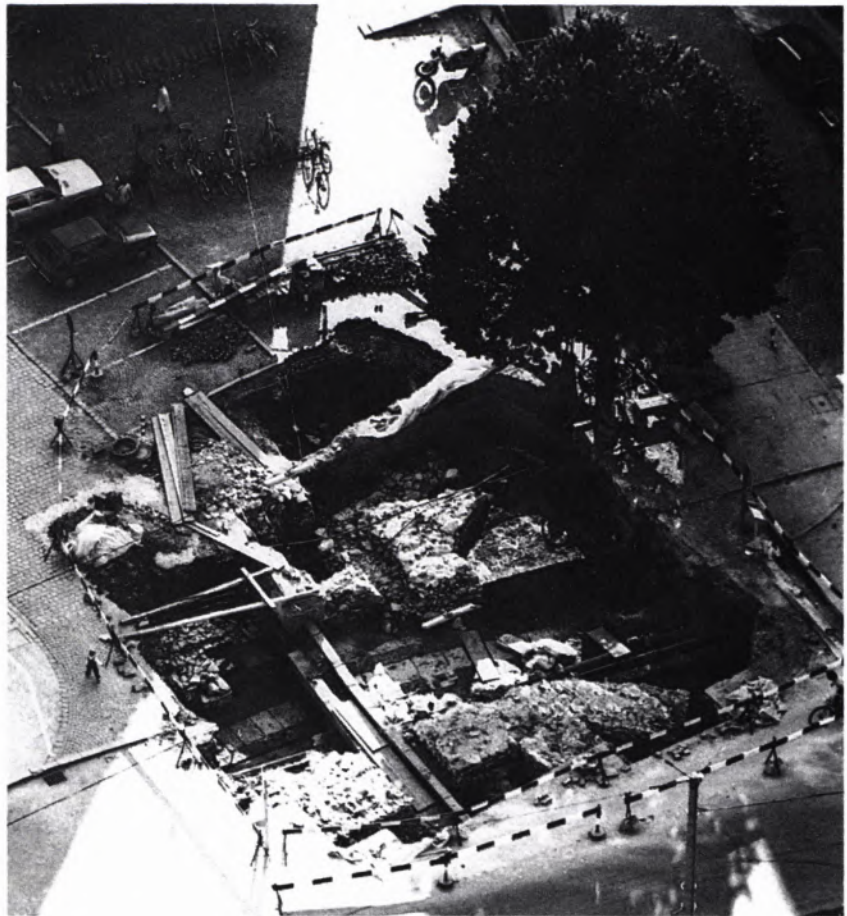
ländlichen Siedlungsraum nachgewiesen werden konnte. Es überrascht nicht, daß die auf dem Münsterplatz angetroffenen Bebauungsspuren ein dörfliches Siedlungsgefüge aufweisen, denn eine typische städtische Bauweise entwickelte sich erst seit dem 12. Jahrhundert.

Obwohl die beiden Grubenhäuser nur angeschnitten bzw. nur in geringen Resten erhalten waren, lassen sich doch Hinweise auf die Konstruktion ablesen. Die östliche Schmalseite eines Grubenhauses konnte vollständig erfaßt werden. Das Gebäude war 2,5 m breit und wies Eckpfosten sowie einen Mittelpfosten als Stützen für die Wand- und Dachkonstruktion auf. Die offensichtlich sehr regelmäßige Bauweise erlaubt, den Befund dem älteren Typus des Sechspfostenhauses zuzuordnen. Die jüngeren Grubenhäuser sind weit weniger regelmäßig gebaut.

In die vorstädtische Zeit reicht ein weiterer Befund zurück, der jedoch nur in einem kleinen Ausschnitt festgestellt werden konnte. Knapp 1 m unter dem heutigen Straßenniveau wurde eine kompakte Rollierung aus kleinen Schottern freigelegt. Es war dies ein Teil einer Straße, die von Nordosten offensichtlich in Richtung auf die am Weinhof gelegene Pfalz führte. Noch läßt sich eine Zeitabfolge zwischen der Straße und der älteren Besiedlung auf dem südlichen Münsterplatz nicht eindeutig herstellen, sicher ist jedoch, daß diese Befunde in die vorstädtische Zeit zurückreichen.

Nach der Zerstörung der Pfalz und der Siedlung Ulm im Jahr 1134 durch den Welfenherzog Heinrich den Stolzen von Bayern wurde die Stadtgründung durch die Stauer vollzogen. Wesentliches Merkmal einer mittel-

3 RESTE des stauferzeitlichen Löwentores und der Stadtmauer in einer Übersichtsaufnahme vom Münsterturm aus gesehen.



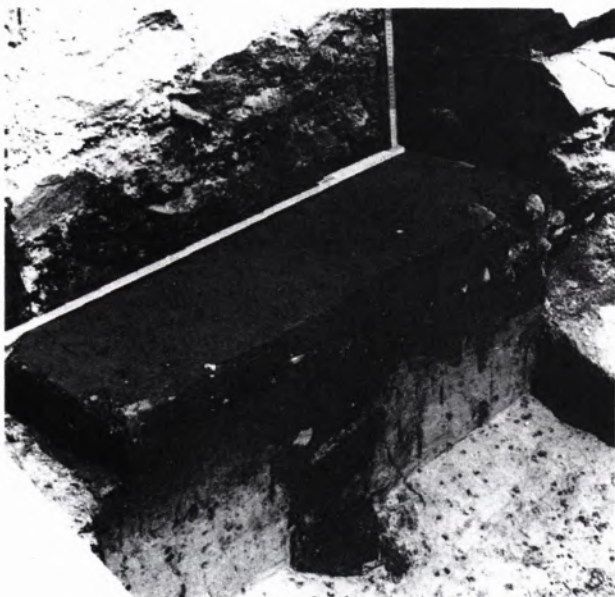
Bilder unten:

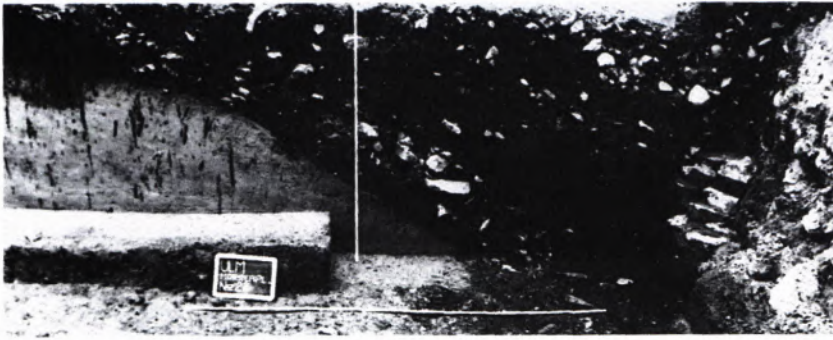
4 (links) SPUREN einer Pfostengrube mit dunkler Verfüllung im hellen Auelehm.

5 (rechts) FUNDAMENT des Löwentores (links) über der untersten Steinlage einer älteren Stadtmauer.

alterlichen Stadt ist die Ummauerung des Siedlungsareals. Die Grabungsbefunde erhellen die Art und Weise, wie die Sicherung der Stadt im 12. Jahrhundert vorgenommen wurde. Offenbar erfolgte relativ rasch eine erste, wohl provisorische Ummauerung der Stadt. Reste dieses Mauerringes fanden sich nicht nur im Untersuchungsgebiet, 1971 konnte ein vergleichbarer Befund im Osten der Stadt am Grünen Hof festgestellt werden. Erst nachdem dieser erste Bering hergestellt worden war und somit ein Schutz für die Bürger der Stadt exi-

stierte, wurde die Stadtbefestigung ausgebaut. Nach außen vorgeschoben wurde eine 2 m breite Stadtmauer errichtet, aus zugehauenen Kalksteinen zweischalig erbaut. In diese Ausbauphase fällt auch die Errichtung der starken Stadttore. Obwohl durch Schriftquellen belegt, war weder der exakte Verlauf der staufischen Stadtmauer in diesem Bereich noch die Lage des Löwentores, des Westtores der staufischen Stadtgründung, bekannt. Beide Fragen konnten durch die Sondierungsgrabung eindeutig geklärt werden.





6 STADTGRABEN aus staufischer Zeit vor dem Löwentor.

Trotz späterer starker Zerstörung des Befundes war es möglich, die Lage und den Grundriß des Löwentores zu bestimmen. Die 2,2 m breiten Torwangen begrenzen eine 6 m breite Torgasse. Auffällig ist, daß die stadtauswärts gelegenen Ecken des Löwentores durch mächtige, 2,5 bis 3 m starke, schräg ansetzende Mauervorsprünge strebepfeilerartig verstärkt waren. Die Mauervorlagen waren mit der Toranlage und der nordwärts ziehenden Stadtmauer verzahnt.

Vor der Mauer und der Toranlage war ein Stadtgraben vorgelagert als zusätzliche Verstärkung der Verteidigungslinie. Mit Rücksicht auf die Verkehrssituation konnte der Graben nur angeschnitten werden. So war es nicht möglich, seine Sohltiefe und Breite zu erfassen. Da durch die Torgasse eine Vielzahl von Leitungen verlegt war, gab es keine Hinweise, auf welche Art die Straße aus der Stadt durch das Löwentor den Graben überquerte. Es fanden sich keine Brückenaufgaben. Nach der Stadterweiterung ab 1316 wurde der Stadtgraben verfüllt und in Teilbereichen als Straße zur Blau genutzt. Das Löwentor, das nun seine Funktion verloren hatte, wurde 1538 abgebrochen.

Ein Untersuchungsziel war es, Informationen über das Franziskanerkloster zu erhalten. Deshalb wurde die Sondierungsfläche so angelegt, daß zumindest noch die Barfüßerkirche in einem geringen Teil angeschnitten werden konnte. Es stellte sich heraus, daß die Nordseite des Löwentores ebenso wie die nach Norden weiterführende Stadtmauer in den Bau der Franziskanerkirche einbezogen worden waren. Im Innern des Kirchenschiffes waren keine Fußböden mehr erhalten. Sie wa-

ren entweder beim Abbruch des Klosters entfernt oder im Zuge der Neubebauung nach dem Krieg abplaniert worden. Unmittelbar unter dem Straßenbelag lagen starke Kulturschichten, die eindeutig das Vorhandensein einer Besiedlung auf dem Münsterplatz bezeugen, bevor die Franziskaner ihr Kloster erbauten.

Die Sondierung auf dem südlichen Münsterplatz in Ulm hat ergeben, daß unmittelbar unter dem modernen Straßen- und Platzbelag eine reichhaltige archäologische Struktur im Boden erhalten ist. Auch wenn die Befunde in erheblichem Umfang durch moderne Bodeneingriffe in Mitleidenschaft gezogen wurden, ließ sich doch in dem relativ kleinen Untersuchungsausschnitt die Fragestellung der Grabung problemlos beantworten. Es konnte nachdrücklich aufgezeigt werden, daß Informationsquellen noch vorhanden sind, die für die Stadtgeschichtsschreibung weitreichende Konsequenzen aufweisen. Deutlich wurde auch, mit welchen hohen Verlusten an archäologischem Kulturgut bei jedem Bodeneingriff gerechnet werden muß.

Literatur:

Der Stadtkreis Ulm. Amtliche Kreisbeschreibung 1977.

F. R. Zankl, Die Stadtkerngrabung am Grünen Hof, im Südostbereich des staufischen Ulm. Ulm und Oberschwaben 40/41, 1973, 9ff.

Erhard Schmidt

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Hagellocher Weg 71

7400 Tübingen

1 ROTTENBURG-MARTINSHOF,
Blick auf den freigelegten Latrinenraum
mit 3 m hoher Säule. An der Wand Ab-
wasserkanal, davor die Rinne für das
Frischwasser.



Hartmann Reim:

Neue Ausgrabungen im römischen Rottenburg am Neckar

Die Tallandschaft um Rottenburg und das Stadtgebiet selbst sind in den letzten Jahren zu einem Schwerpunkt für die Archäologische Denkmalpflege im Regierungsbezirk Tübingen geworden. Besonders hingewiesen sei dabei auf die 1982 begonnene, großflächige Ausgrabung in der mittelalterlichen Wüstung Sülchen, auf die Grabung im Kernbereich der römischen Siedlung Sumelocenna, über die hier berichtet werden soll, ferner auf die seit 1984 laufende archäologische Erforschung eines keltischen Gräberfeldes am nordöstlichen Stadtrand von Rottenburg (Denkmalpflege in Baden-Württemberg 15, 1986, 152 ff.).

Durch die in den letzten Jahren verstärkt einsetzende Bautätigkeit im Kernbereich von Rottenburg wird die Archäologische Denkmalpflege vor erhebliche Probleme gestellt. Da die heutige Stadt über den Ruinen des römischen Sumelocenna liegt, können nahezu bei jeder Baumaßnahme römische Siedlungsreste und Funde in Mitleidenschaft gezogen und zerstört werden. Die Archäologische Denkmalpflege an der Außenstelle Tübingen ist daher bestrebt, alle Areale, in denen mit römischen Siedlungsbefunden zu rechnen ist, vor einer Bebauung archäologisch zu untersuchen, um die antiken Hinterlassenschaften zu erforschen und zu dokumentieren und als Urkunden und Quellen für die frühe Geschichte des Rottenburger Raumes zu erhalten.

Ein wichtiges Hilfsmittel für die Beurteilung der Befundsituation innerhalb der römischen Siedlung ist der „Archäologische Plan des römischen Rottenburg a. N.“, der im Rahmen des Schwerpunktprogrammes für Denkmalpflege der Landesregierung Baden-Württemberg erarbeitet worden ist. Er ist Teil der archäologischen Gesamtbearbeitung sämtlicher Fundstellen und Funde des römischen Rottenburg, die, ebenfalls als Schwerpunktprojekt, in den Jahren 1983–1985 erfolgte.

Notgrabungen im Bereich von Rottenburg

Folgende größere Grabungen wurden in den letzten Jahren im Stadtgebiet von Rottenburg durchgeführt. (Die Lage der Grabungsstellen geht aus dem Gesamtplan hervor.)

1962: Ausgrabung einer Badeanlage beim Neubau des Eugen-Bolz-Gymnasiums. Die Baureste, die unter mächtigen Schwemmlermschichten in sehr guter Erhaltung angetroffen wurden, wurden anschließend konserviert und sind öffentlich zugänglich.

1966 und 1981: Im Neubaugebiet „Kreuzerfeld“ und „Greut“ – im Süden über der römischen Stadt – wurden große Teile eines Gutshofes (*villa rustica*) untersucht, der bereits 1883 teilweise freigelegt worden war.

1973/74 und 1978: Im Zusammenhang mit der Bebauung des Eugen-Bolz-Platzes konnten Teile eines ausgedehnten Gebäudekomplexes aufgedeckt und dabei wichtige Einblicke in die architektonische Gestaltung privater Wohnbauten gewonnen werden.

1976: Bei einer Neubaumaßnahme in der Königstraße, am westlichen Rand der römischen Stadt, wurden Fundamentreste eines größeren Steingebäudes nachgewiesen. In die römischen Ruinen eingetieft, fanden sich neun Bestattungen eines alamannischen Friedhofs aus der späten Merowingerzeit (7. Jh. n. Chr.).

1983: In der Spiegelgasse kam bei Umbaumaßnahmen eine Apsis mit einem Durchmesser von 9 m zum Vorschein, die zu einem Raum mit Wand- und Unterbodenheizung gehört. Es handelt sich um das Warmbad (*caldarium*) eines Bades. Die erschließbare Größe der Anlage deutet auf eine öffentliche Badeanlage im Zentrum der römischen Stadt hin.

1986: Beim Bau eines Regenüberlaufbeckens im Süd-

westen der römischen Stadt, wenig nördlich des heutigen Neckarverlaufes, wurden Aufschüttungen nachgewiesen, die zeigen, daß im Verlauf des 2. nachchristlichen Jahrhunderts das römische Siedlungsareal in Richtung Neckar durch mächtige Planierschichten vergrößert wurde.

1986: Bei Baumaßnahmen in der Sprollstraße, unmittelbar östlich des mittelalterlichen Stadtgrabens, zeigten sich Fundamente eines umfangreichen Gebäudes mit Peristyl und gut erhaltenem Kanalisationssystem.

1986 und 1987: Durch den geplanten Bau eines Parkgebäudes mit Tiefgarage in der Sprollstraße beim Hotel Martinshof wurde eine Grabung unumgänglich, da in diesem Bereich, der wenig südwestlich des Gebäudekomplexes am Eugen-Bolz-Platz liegt, mit römischen Siedlungsbefunden zu rechnen war. Das Areal schließt nach Nordwesten an das im November 1986 untersuchte Gelände in der Sprollstraße an. Die Grabung begann im Dezember 1986 und wird erst 1988 abgeschlossen werden können.

Neben der Großgrabung beim Martinshof und der Grabung im keltischen Gräberfeld im „Lindele“ mußten 1987 noch drei, zum Teil mehrwöchige, römische Grabungen bzw. Notbergungen im Stadtgebiet von Rottenburg durchgeführt werden: In der Graf-Albert-Straße, wenig nordöstlich der römischen Stadtmauer, wurden vor der Überbauung zwei Töpferöfen freigelegt, die zu dem Handwerkerquartier im Nordosten der römischen Stadt an der Straße nach Köngen (Grinario) gehören. Beim Neubau des kath. Gemeindezentrums St. Martin kamen unerwartet umfangreiche Reste von Holzbauten mit interessanten architektonischen Details zutage. Weitere Siedlungsreste, darunter Abfall- oder Abortgruben mit vielfältigem Fundmaterial, zeigten sich bei Baumaßnahmen hinter den Gebäuden Marktplatz 22 und 24.

Die Durchführung dieser drei römischen Rettungsgrabungen – eine weitere Sondierung beim Weiterbau der Osttangente führte zur Entdeckung von frühlatènezeitlichen Siedlungsresten – drohte neben den beiden Großgrabungen beim Martinshof und im „Lindele“ die Arbeitskapazität der Außenstelle zu übersteigen und konnte nur aufgrund des ständigen Einsatzes sämtlicher Mitarbeiter der Archäologischen Denkmalpflege bewältigt werden.

Das römische Rottenburg – Sumelocenna

Der Zusammenfassung der Ergebnisse der Grabungskampagne 1986/87 im Bereich der Tiefgarage soll ein knapper Überblick unserer bisherigen Kenntnisse über die römische Stadt Rottenburg vorangestellt werden.

Daß das römische Rottenburg, dessen antiker Name Sumelocenna auf mehreren Inschriften überliefert ist, einst zu den bedeutendsten Siedlungen der Provinz Obergermanien gehörte, ist in erster Linie durch die Archäologie erwiesen worden. Die Siedlung, die an der römischen Fernstraße Rottweil (Arae Flaviae)–Köngen (Grinario) lag, wurde in der Regierungszeit des Kaisers Domitian gegen 85/90 n. Chr. gegründet und bestand bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. In der Frühzeit war Sumelocenna Verwaltungssitz einer kaiserlichen Domäne (*saltus*), um die Mitte des 2. Jahrhunderts wurde es Hauptort einer Gebietskörperschaft (*civitas*), d. h. Verwaltungsmittelpunkt einer Region, die das mittlere Neckarland umfaßt hat, und zu der auch Kön-

gen, das römische Grinario, gehörte. Sumelocenna gelangte in kurzer Zeit zu Blüte und Wohlstand. Die Bedeutung des Gemeinwesens innerhalb von Obergermanien zeigt sich auch darin, daß es als eine der wenigen Siedlungen gegen Ende des 2. Jahrhunderts oder zu Beginn des 3. Jahrhunderts mit einer Wehrmauer, der ein Spitzgraben vorgelagert war, umzogen wurde.

Von der Stadt selbst, deren Einwohnerzahl auf mehrere Tausend Personen geschätzt werden darf, haben wir immer noch sehr ungenaue Vorstellungen. Daß innerhalb der Mauern mit städtischer Architektur gerechnet werden muß, haben die neueren Ausgrabungen des Landesdenkmalamtes erwiesen: Mehrgeschossige, ziegelgedeckte Häuser waren offenbar vorherrschend, daneben muß es aber auch kleinere, stroh- und schindelgedeckte Holzbauten gegeben haben. Die Einwohner von Sumelocenna waren wohl größtenteils Kelten, unter denen sich nach überlieferten Inschriften auch Angehörige des Stammes der Helvetier befanden.

Durch die Grabungen des Landesdenkmalamtes beim Eugen-Bolz-Platz und in der Königstraße konnten wichtige Einblicke in die Architektur von privaten Wohngebäuden im Innern der römischen Stadt gewonnen werden. Drei Badegebäude, darunter wohl eine öffentliche Badeanlage, sind bislang nachgewiesen worden. Am höchsten Punkt der Stadt, bei der heutigen Vollzugsanstalt, ist ein Tempelbezirk anzunehmen. Das eigentliche Zentrum der römischen Stadt mit Forum und Verwaltungsgebäuden konnte nicht lokalisiert werden. Es dürfte im Bereich des heutigen Rathausplatzes gelegen haben. Die Wasserversorgung der römischen Stadt erfolgte durch eine gemauerte Wasserleitung, die vom Rommelstal bei Obernau herführte: Mit einer Länge von über 7 km handelt es sich um die längste gemauerte Wasserleitung im rechtsrheinischen Gebiet. Außerhalb des ummauerten Stadtbezirkes lagen Handwerkerbetriebe, darunter Töpfereien, sowie die Begräbnisstätten. Auch auf der rechten Neckarseite, im Bereich des Moriz-Platzes, stieß man auf römische Siedlungsspuren, die auf eine Brückenkopfsiedlung bei der römischen Straße am Neckarübergang hinweisen.

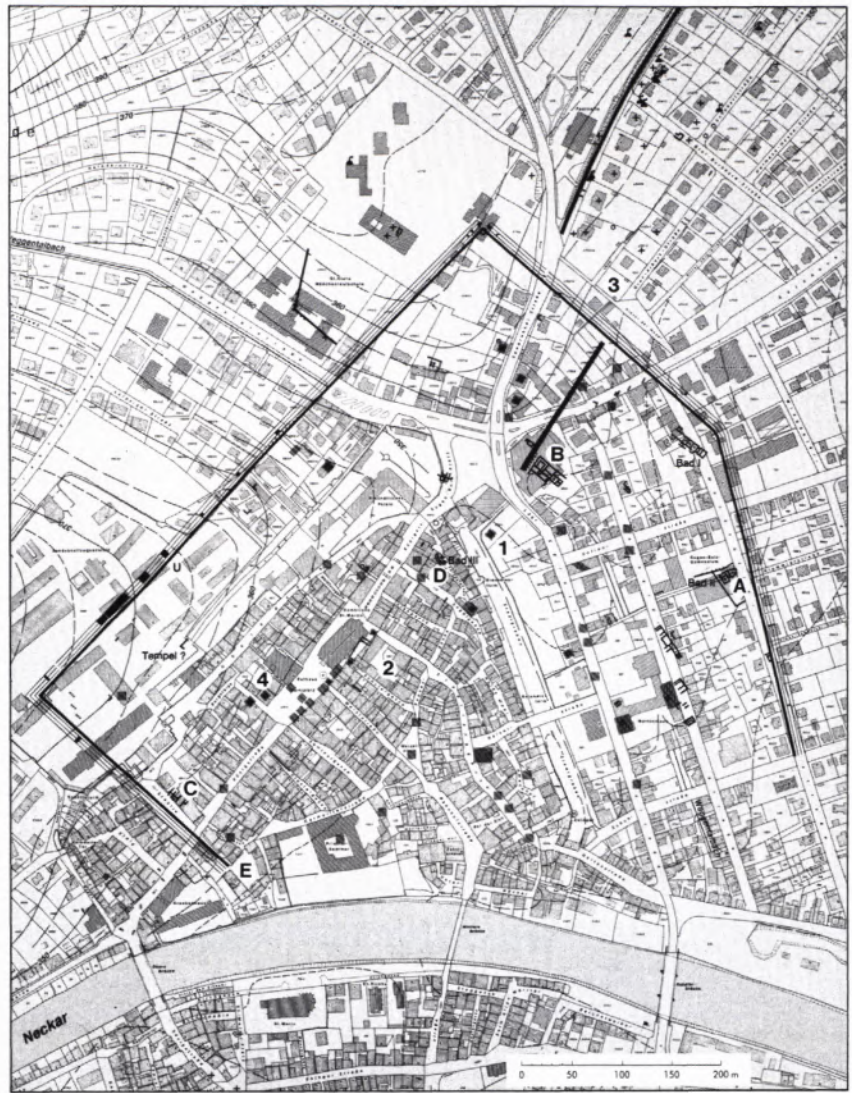
In den Wirren der Germaneneinfälle, um 259/60 n. Chr., wurde Sumelocenna zerstört, von den Einwohnern wohl verlassen und nicht wieder aufgebaut.

Die Grabungen beim Martinshof

Der geplante Tiefgaragenbau im Bereich Sprollstraße/Martinshof erforderte die archäologische Untersuchung eines Areals von über 2000 Quadratmetern. Da die Grabung im Jahr 1987 nicht abgeschlossen werden kann, sondern aller Voraussicht nach bis in den Herbst kommenden Jahres andauern wird, handelt es sich um das derzeit größte und kostenaufwendigste Grabungsunternehmen im Regierungsbezirk Tübingen. Das Projekt wird von der Stadt Rottenburg durch Einstellung eines Grabungstechnikers wesentlich unterstützt. Das Arbeitsamt förderte die Ausgrabung im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme: So konnten für die Dauer von 7 Monaten 20 Grabungshelfer eingestellt werden.

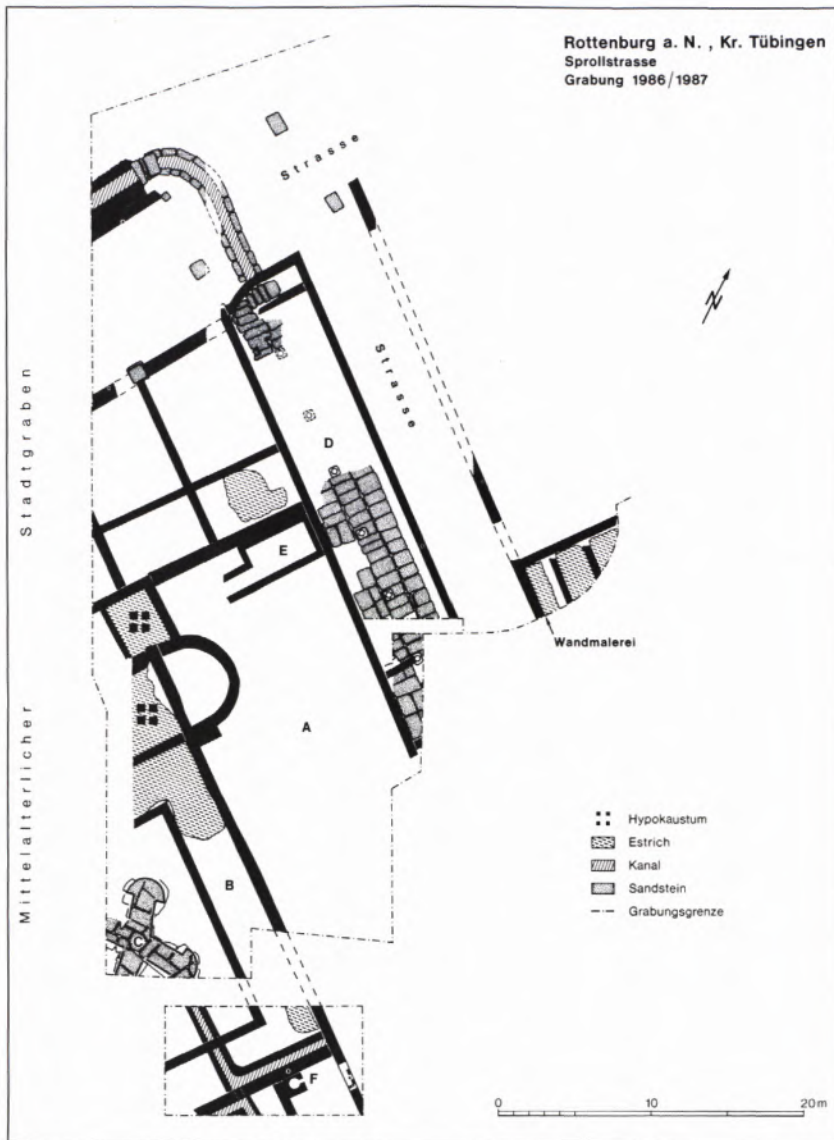
Im Oktober und November 1986 wurde mit den Ausschachtungsarbeiten und dem Verbau der Baustelle begonnen. Zuerst mußte vom Weggentalbach nahezu 3 m über den römischen Ruinen abgelagerter Schwemm-

2 AUSSCHNITT aus dem „Archäologischen Plan des römischen Sumelocenna“. Buchstaben bezeichnen die Grabungen seit 1962, Nummern beziehen sich auf Grabungen des Jahres 1987. A Mechthildstraße beim Eugen-Bolz-Gymnasium (1962), B Eugen-Bolz-Platz (1973/74, 1978), C Königstraße (1976), D Spiegelgasse (1983), E Hospitalbad (1986). – 1 Sprollstraße, 2 Katholisches Gemeindezentrum St. Martin, 3 Graf-Albert-Straße, 4 Marktplatz 22–24.



3 TÖPFEROFEN in der Graf-Albert-Straße. Vollständig erhalten ist die Brenntenne aus Lehm mit den Pfeifenlöchern für die Heizgase. Im Vordergrund die Bedienungsrube des Ofens.





4 GESAMTPLAN der Grabungen beim Hotel Martinshof in der Sprollstraße (Stand Oktober 1987). A Offener Hof bzw. Garten, B Peristyl, C Wasserbecken, D Latrine, E Keller, F Herd.

lehm abgebaggert werden. Um möglichst rasch Erkenntnisse über die römische Bebauung des Geländes zu erhalten, wurde ein Teilbereich mit einem großen Zelt überdeckt, damit die Grabung in den Wintermonaten nicht unterbrochen werden mußte. Der ungewöhnlich strenge Winter 1986/87 brachte erhebliche Probleme mit sich; so kam es vor, daß die obersten Zentimeter der römischen Kulturschicht, die zudem durch die Baumaschinen stark komprimiert worden waren, steinhart geforen waren und stellenweise mit dem Preßlufthammer abgearbeitet werden mußten.

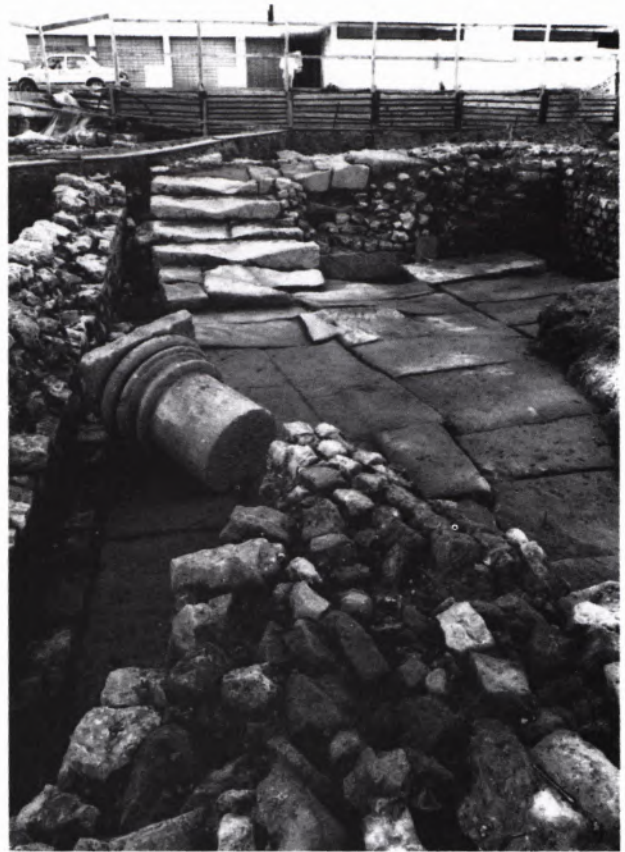
Mitten durch die Grabungsfläche, von Südost nach Nordwest, zieht eine römische Straße, die am nördlichen Ende der Baugrube in eine von Südwest nach Nordost verlaufende Straße einmündet, Fortsetzung der 1973/74 beim Eugen-Bolz-Platz aufgedeckten Straße. Südwestlich der Straßenkreuzung wurde ein etwa 50 m langer Gebäudekomplex freigelegt, dessen Ende im Südwesten bis jetzt nicht erreicht werden konnte, da es außerhalb der Baugrube liegt. Das Gebäude läßt mindestens drei Bauperioden erkennen; die Existenz von Vorgängerbauten aus Holz zeichnet sich ab. Zum älteren Bauteil gehören mehrere beheizbare Räume eines Bades, darunter ein Raum mit Apsis. Daran schließt ein Peristyl an, ein ehemals säulenumstandener Innenhof,

in dessen Zentrum ein kreuzförmiges Becken nachgewiesen werden konnte; ob Schwimm- oder Zierbecken, ist derzeit nicht zu entscheiden. Der Boden dieses Beckens besteht aus mächtigen, sorgfältig verlegten Sandsteinplatten. Unter dem Becken, parallel zur Innenmauer des Peristyls, verläuft ein überdeckter Abwasserkanal.

An diesen Baukörper wurden in einer jüngeren Bauperiode wohl um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. weitere Räume angesetzt. Dazu waren, vor allem zur Straße hin, Aufplanierungen von nahezu einem Meter erforderlich. In einen offenen Innenhof zwischen Bade- teil und Straße wurde ein Keller eingetieft. Ein außergewöhnlicher Befund kam an der nordöstlichen Gebäudedefront zur Straße hin zum Vorschein: Freigelegt wurde dort ein 32 m langer und 5 m breiter Raum, der tiefer lag als die Fußbodenniveaus des Baues und der über eine Steintreppe mit stark ausgetretenen Stufen von der Straßenseite her zu begehen war. Dieser Raum war architektonisch besonders aufwendig gestaltet, sein Boden war mit großen Sandsteinplatten ausgekleidet, in der Mitte standen 3 m hohe Sandsteinsäulen, von denen eine noch ganz gefunden wurde. Von weiteren vier Säulen wurden die Basen oder die Kapitelle angetroffen. Die Wände waren verputzt und auf weißem Unter-



5 KELLERRAUM, in einer der jüngsten Bauperioden in den Innenhof eingebaut, mit auffallend schlechtem Mauerwerk.



6 BLICK von Südosten über das Grabungsgelände auf den Eingangsbereich der Latrine.



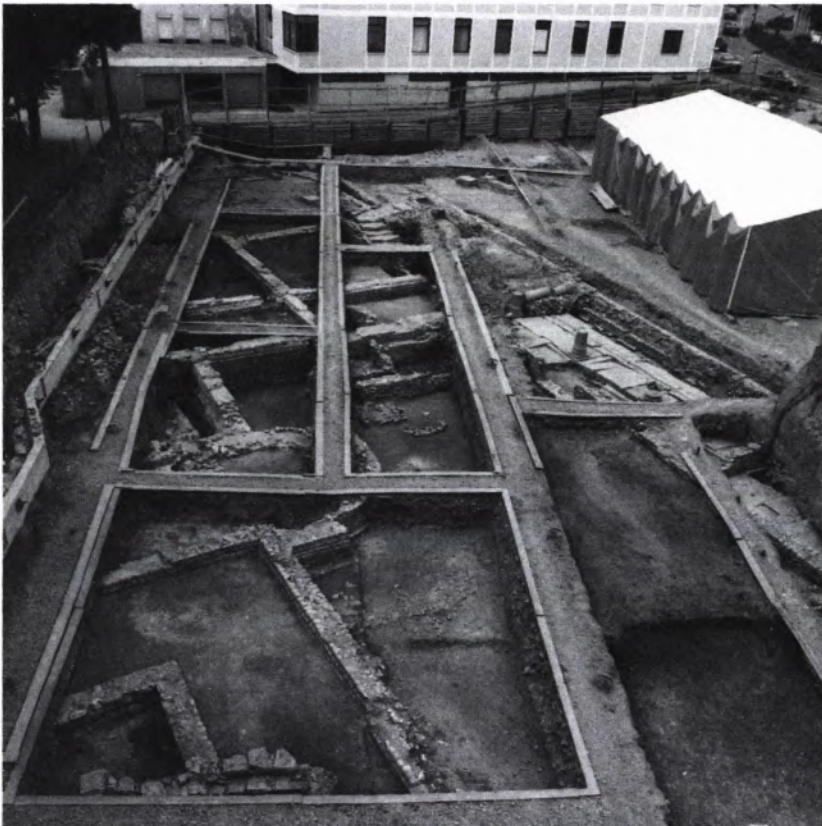
7 ABWASSERKANAL aus Steinquadern, mit Ziegelplatten abgedeckt. Er zog als Hauptsammler unter dem Plattenboden der Latrine in Richtung Neckar.



8 BESTATTUNG einer Alamannin (Ende 6., bzw. frühes 7. Jh.). Die Säulenfragmente stammen aus römischer Zeit.



9 SOCKELZONE einer mit Pflanzenmotiven mehrfarbig bemalten Wand.



10 BLICK von Südosten auf die Grabungsfläche. Im Vordergrund liegt das Peristyl, nach Norden schließen sich beheizbare Räume an. In Bildmitte rechts ist die Latrine mit den Mittelsäulen zu erkennen.

grund mehrfarbig bemalt. Größere zusammenhängende Wandteile konnten geborgen werden.

An der Nordostseite des Raumes verlief ein Kanal, ein weiterer Kanal zog unterhalb des Plattenbodens durch den langgestreckten Raum. Außerhalb des Gebäudes, im Bereich der Straße, war er – aus zwei Lagen übereinandergestellter Sandsteinquader errichtet – etwa 2,10 m tief. Die Sohle des Kanals war mit Ziegelplatten ausgekleidet. Es handelt sich um einen begehbaren Hauptkanal, in den weitere, kleinere Kanäle einmünden. Der langgestreckte Raum hatte die Funktion einer Latrine, einer öffentlichen Bedürfnisanstalt. Über dem Abwasserkanal an der Nordostwand des Raumes müssen sich Sitze aus Holz befunden haben, vor welchen eine schmale Rinne verläuft, in der Frischwasser zur Reinigung floß. Mit diesem Latrinenraum ist ein Befund aufgedeckt worden, dem im süddeutschen Raum nichts

Vergleichbares an die Seite zu stellen ist. Latrinenanlagen, wenngleich auch wesentlich kleiner, sind aus zwei Bädern in Kempten, dem römischen Cambodunum, bekannt geworden, ebenso in den Frauenthermen im schweizerischen Augst und in Vaison-la-Romaine in der Provence, um nur einige Beispiele zu nennen. Architektonisch aufwendig gestaltete Abortanlagen, in der Regel in U-Form angelegt und teilweise mit Marmorsitzen versehen, fanden sich in Ostia und Pompeji oder in Djemila, dem römischen Cuicul in Algerien, wie auch im antiken Ephesus in der Türkei.

Die Latrinenanlage in Rottenburg, verbunden mit einem planvollen Kanalisationssystem, wirft ein Licht auf die hygienischen Verhältnisse in römischer Zeit und unterstreicht in eindrucksvoller Weise die städtische Struktur dieses Gemeinwesens. Große Latrinenräume gehörten meist zu öffentlichen Bädern, so daß es sicher

scheint, daß es sich bei dem ergrabenen Gebäudekomplex mit beheizbaren Trakten sowie bei dem Peristyl um einen Teilbereich einer ausgedehnten Thermenanlage handelt, deren Hauptteil beim Ausheben des mittelalterlichen Stadtgrabens zerstört wurde, und zu der auch der apsidiale Raum in der Spiegelgasse gehören dürfte. Möglicherweise handelt es sich hier um die zentrale Therme von Sumelocenna.

Der Einbau eines Kellers in den offenen Innenhof sowie mehrere Herdstellen und Öfen, die in die jüngsten Bauperioden gehören und bereits in das 3. nachchristliche Jahrhundert zu datieren sind, verweisen auf eine partielle Umnutzung der Badeanlage, die im Zusammenhang mit der sich allmählich abzeichnenden Bedrohung des südwestdeutschen Raumes durch germanische Stämme stehen dürfte. Vergleichbare Beobachtungen wurden verschiedentlich in Kastellbädern am obergermanisch-rätischen Limes gemacht.

Nordöstlich der Straße und gegenüber der Latrinenanlage wurde ein weiterer Gebäudekomplex angeschnitten, dessen Untersuchung im Winter und im kommenden Jahr erfolgen soll. Auch in diesem Bereich ist auf die hervorragende Erhaltung der baulichen Befunde zu verweisen: In einem schmalen Raum mit Estrichboden hatten sich die Reste von Wandmalereien in originaler Lage erhalten.

In der Südostecke der Grabungsfläche wurde eine frühmittelalterliche Bestattung aufgedeckt, die in die römischen Siedlungsschichten eingetieft war. Es handelt sich um das Grab einer jungen Frau, zu deren Beigabenausstattung unter anderem eine Gürtelschnalle

aus stark zinnhaltiger Bronze gehörte sowie ein zweizeiliger Beinkamm mit Futteral. Aufgrund der Beigaben kann die Bestattung, die wohl auf einen kleinen Friedhof außerhalb des Grabungsgeländes hinweist, in das ausgehende 6. oder frühe 7. Jahrhundert n. Chr. datiert werden.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß schon beim jetzigen Stand der Grabung bauliche Befunde aufgedeckt worden sind, die einen gewichtigen Beitrag leisten für unsere Kenntnis über die innere Struktur der römischen Stadt und die in ihrer Architektur und von der Stadtplanung her die bedeutende Stellung unterstreichen, die dem römischen Sumelocenna innerhalb der Provinz Obergermanien zugemessen werden muß.

Bereits während der Grabung setzte eine rege Diskussion um das weitere Schicksal der römischen Baureste ein, die ihren Niederschlag nicht nur in der örtlichen, sondern auch in der überregionalen Presse fand. Einmütigkeit herrscht darüber, daß die einzigartigen Befunde nicht der Überbauung zum Opfer fallen dürfen. Von der Stadtverwaltung wurden diese Überlegungen frühzeitig aufgegriffen und nachhaltig unterstützt. So ist vorgesehen, die Bebauung dieses Geländes umzugestalten und dadurch die Grabungsbefunde als anschauliche Zeugnisse für die städtische Architektur von Rotenburg in römischer Zeit zu erhalten und in musealer Gestaltung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

*Dr. Hartmann Reim
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Schloß/Fünfeckturm
7400 Tübingen 1*



11 RÖMISCHE TERRACOTTA-BÜSTEN, die Kleinkinder darstellen. Die linke Büste wurde im Bereich Marktplatz 22–24, die rechte beim Gemeindezentrum St. Martin gefunden. Das Herstellungszentrum dieser Figürchen liegt im mittleren Frankreich; in Südwestdeutschland sind nur wenige bekannt geworden (M. ca. 1:1).

1 „DIE HOPFEN-
ERNTE auf der
Wirth'schen Muster-
Hopfenplantage Kal-
tenberg bei Tett-
nang“. Kolorierter
Holzschnitt
(19,8 x 21,3 cm) von
Karl Jauslin um 1875
(Ausschnitt).



Michael Goer: Die „Hopfenburg“ des Hofguts Kaltenberg – ein Wahrzeichen des Tettninger Hopfenanbaus

Nördlich der Stadt Tett nang (Bodenseekreis) liegt etwas abseits der Landstraße nach Ravensburg weithin sichtbar auf einer kleinen Anhöhe die sogenannte „Hopfenburg“ des Hofguts Kaltenberg, ein aufgrund seiner Architekturgestalt beachtenswertes Ökonomiegebäude aus den Jahren 1866/67.

Im Gebiet des damaligen württembergischen Oberamtes Tett nang führten im Verlaufe des 19. Jahrhunderts umfassende Strukturveränderungen in der Landwirtschaft dazu, daß an die Stelle des bisherigen Weinbaus nun der Obstbau und vor allem der Hopfenbau traten. In den 1850er Jahren begann die Umwandlung von Rebland in Hopfengärten. In sehr expansiver Weise wurde seitdem bis hin zum Beginn unseres Jahrhun-

derts die Hopfenanbaufläche ausgedehnt, wobei erstmals in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts ein Höchstwert zu konstatieren war. Im Bezirk des Tettninger Oberamtes stieg nach den Angaben des Statistischen Landesamts die Fläche der Hopfengärten von zunächst 3 ha im Jahre 1854 über 91 ha im Jahre 1864 auf 400 ha im Jahre 1874 bis hin zu 648 ha im Jahre 1884. Nach den Erhebungen des dortigen Hopfenbauvereins waren 1913 dann von 1240 Hopfenbauern auf damals 636 ha insgesamt mehr als 2,5 Millionen Hopfenstöcke gepflanzt worden.

Um die planmäßige und systematische Weiterverbreitung des Hopfenanbaus in der dortigen Region hat sich vor allem der aus Stuttgart stammende Friedrich Wirth verdient gemacht. Er ließ in den 1860er Jahren auf dem Hofgut Kaltenberg eine Musterplantage mit nahezu 20 ha Hopfenanbaufläche anlegen und war Bauherr der „Hopfenburg“. Bei dieser sog. Hopfenburg – eine wohl jüngere Bezeichnung, die sich heute über dem Portal befindet – handelt es sich um ein außergewöhnlich stattliches und gestalterisch anspruchsvolles Hopfentrockengebäude. Es wurde bereits um 1875 auf einem kolorierten Holzschnitt von Karl Jauslin dargestellt (Abb. 1). Jauslin (1842–1904), der als Maler und Illustrator vor allem für die Zeitschrift „Über Land und Meer“ tätig war, zeigt hier neben dem Bauwerk selbst auch in anschaulicher Weise die damals sehr personalintensive Ernte des Hopfens. Parallel zur Ausbreitung des dortigen Hopfenanbaus entstanden die Hopfentrockengebäude. In der Region Bodensee-Oberschwaben werden sie bevorzugt als „Hopfendarren“ bezeichnet.



2 „HOPFENDARRE“ des Hofguts Schwanden bei Tett nang aus dem Jahre 1898. Beispiel für ein landwirtschaftliches Gebäude dieser Art im Raum Tett nang. In der Region Bodensee-Oberschwaben ist die Bezeichnung Hopfendarre hierfür üblich, obwohl der Begriff „Darre“ im eigentlichen Sinne allein die Trocknungseinrichtung oder den Trockenraum meint.

net, obwohl der Begriff „Darre“ im eigentlichen Sinne allein die Trocknungseinrichtung oder den Trockenraum meint. Diese Hopfendarren entwickelten sich im späteren 19. Jahrhundert zu einem regionalspezifischen Haustyp, der primär der Trocknung des Hopfens diene und wesentlich durch seine großen und hochformatigen Lüftungsöffnungen gekennzeichnet ist (Abb. 2).

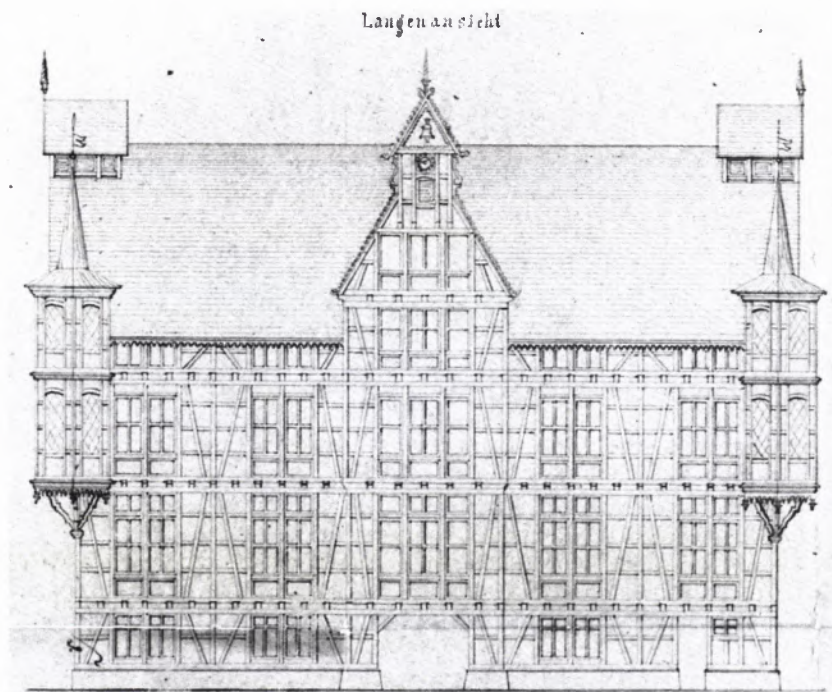
Im Gegensatz zu dem im Tettninger Raum verbreiteten und formal relativ bescheidenen Hopfendarrentypus stellt die Kaltenberger „Hopfenburg“ aufgrund ihrer Ausmaße und aufgrund ihrer aufwendigen und detailreichen historisierenden Gestaltung, die deutlich von romantisierenden Bauelementen geprägt wird, ein architektonisch singuläres Beispiel eines Hopfentrockengebäudes dar. Die Pläne zu diesem Gebäude (Abb. 4, 5, 6) fertigte ein Werkmeister namens N. Rapp, über dessen Person und dessen kulturellen Hintergrund noch nichts in Erfahrung gebracht werden konnte.

Der imposante, langrechteckige und dreieinhalbgeschossige Bau (Abb. 4) mit Satteldach zeichnet sich durch einen Mittelrisalit mit mehrstufigem Giebelaufbau, durch zwei mehrgeschossige Eckerker mit steilem



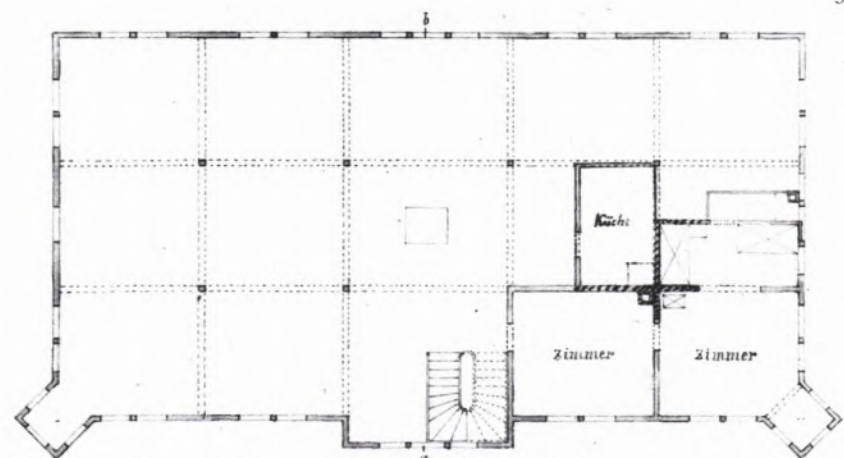
3

3 DIE „HOPFENBURG“ von Nordwesten her gesehen. Die Aufnahme zeigt den Zustand des Gebäudes im Juli 1987.



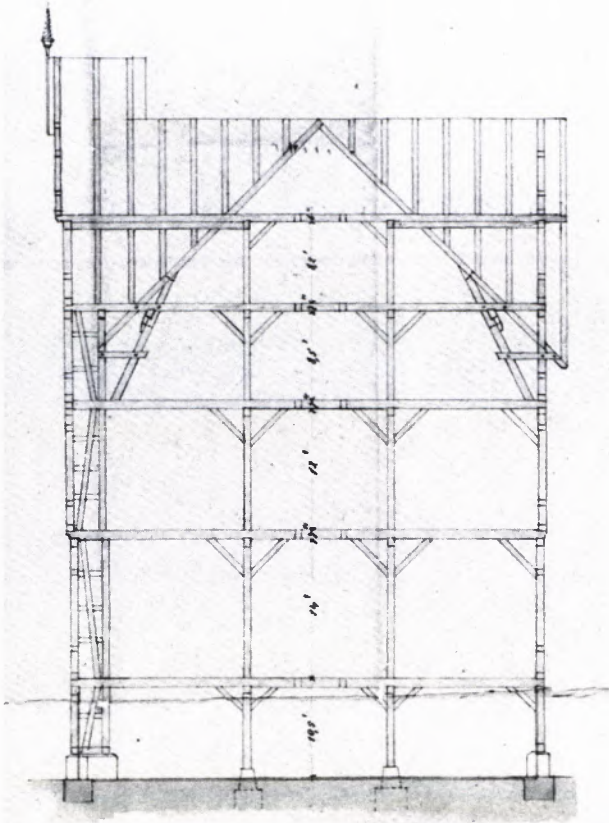
4 „BAUPLAN zu einem Hopfentrockengebäude für Herrn Hofebenist Wirth, Gutbesitzer des Kaltenberg bei Tettning“ aus dem Jahre 1866; Längsansicht.

4



5

5 BAUPLAN aus dem Jahr 1866: Grundriß des 2. Obergeschosses. Deutlich erkennbar ist der dreischiffige und fünfzonige offene Hallengrundriß des Gebäudes; abgeteilt wurde in diesem Stockwerk eine kleine Wohnung für den Verwalter.



6 BAUPLAN aus dem Jahre 1866: Querschnitt, Stockwerksbau mit je zwei Stützenreihen im Inneren und insgesamt fünf Nutzebenen.

Pyramidendach sowie durch dachreiterartige Giebelhäuschen aus. Charakteristisch für diesen Bau ist zudem die Verwendung eines betont symmetrischen und relativ dicht angeordneten Fachwerkgefüges, das – offenbar witterungsbedingt – inzwischen teilweise verputzt oder verbrettert wurde (Abb. 3). Ein breites Mittelportal mit Segmentbogen und flachem Dreiecksgiebel als Abschluß führt in das Innere der dreischiffigen und fünfzonigen „Hopfenburg“ (Abb. 5). Die beiden Dachgeschosse mitgerechnet, konnten die meist im August erntereifen, hellgrünen Hopfendolden auf insgesamt fünf Ebenen zum Trocknen ausgelegt werden (Abb. 6). Eine Fülle von typischerweise schmalen und

hochformatigen Fensteröffnungen mit Lüftungsläden ermöglichte die erforderliche Luftzirkulation während des Trocknungsvorgangs. Diente also der zur Verfügung stehende Raum des Gebäudes ganz überwiegend als Fruchtlager, so besaß die „Hopfenburg“ auch mehrere Räume mit anderen Funktionen: im Erdgeschoß befanden sich ein Rechenkontor und ein Stall, im 2. Obergeschoß war eine kleine Wohnung für den Verwalter abgeteilt.

Die „Hopfenburg“ der ehemaligen Wirthschen Musterplantage stellt in mehrerer Hinsicht etwas Besonderes dar: Sie ist zum einen in architektonischer und hauskundlicher Hinsicht ein wichtiges landwirtschaftliches Gebäude aus der Zeit des Historismus, sie ist zum anderen ein kulturgeschichtlich interessantes Zeugnis der Selbstdarstellung eines Hofgutsbesitzers jener Zeit, und sie ist schließlich auch ein Wahrzeichen par excellence für den noch immer bedeutenden Tettmanger Hopfenanbau. Auch der heutige Betrachter erlebt die entsprechend einer Höhenburg (sic!) auf Fernsicht erbaute Anlage am eindrucksvollsten aus dem gleichen Blickwinkel, wie sie damals Karl Jauslin dargestellt hat.

Mehr als ein Jahrhundert diente die „Hopfenburg“ als Hopfentrockengebäude. Am 9. 9. 1977 war dann die letzte Darrung auf dem Hofgut Kaltenberg beendet. Seitdem ist das Gebäude im wesentlichen ungenutzt. Der jetzige Eigentümer, die Heil- und Pflegeanstalt Stiftung Liebenau, beabsichtigt zur Zeit im Rahmen ihres Gesamtnutzungskonzepts den Einbau von Personalwohnungen.

Literatur:

- Oskar Adorno: Der Hopfenbau, in: Beschreibung des Oberamts Tettmang. Hrsg. v. K. Statistischen Landesamt. Zweite Bearbeitung, Stuttgart 1915, S. 541–544.
- Petra Sachs: Bauernhäuser im Bodenseekreis. Hrsg. Bernd Wiedmann. Friedrichshafen 1985.
- Frau Petra Sachs (Kreisarchiv Bodenseekreis) verdanke ich den Hinweis auf die Existenz der Baupläne im Staatsarchiv Sigmaringen.

Dr. Michael Goer
LDA · Referat Inventarisierung
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen

Leo Schmidt: Konstanz von innen Methoden und Ergebnisse der Denkmalinventarisierung

*Die Liste könnte noch lange
fortgesetzt werden, und nichts
ist gewiß erfreulicher als eine
Liste, Werkzeug wunderbarer
Hypotyposen. Eco, Der Name der Rose*

Seit den Tagen von Franz Xaver Kraus, der als erstes badisches Inventar vor nunmehr hundert Jahren den Band Konstanz veröffentlichte, hat es mehrere Ansätze gegeben, den Denkmalbestand dieser Stadt zu erfassen – keinen jedoch, der der Bedeutung dieses Stadtmonumentes letztlich gerecht geworden wäre. Auch der nunmehr neu bearbeitete Entwurf der Denkmalliste kann dies nicht für sich in Anspruch nehmen. Für die Denkmalliste – eigentlich in erster Linie ein Verwaltungsinstrument – wäre es schon ein Erfolg, wenn sie das Bewußtsein dafür stärken könnte, daß hier ein einzigartiges Ensemble vorhanden ist – auch wenn es einer intensiveren Beschäftigung mit den Objekten und den übrigen Quellen bedarf, um die in diesem Ensemble enthaltenen Informationen auszuloten und darzulegen.

Was ist das Besondere an Konstanz? In wenigen Worten umrissen, handelt es sich um eine Stadt, deren Name bereits auf ihre antiken Wurzeln hinweist; im Mittelalter Bischofssitz der größten Diözese der Christenheit. Eine Stadt, die – wie Helmut Maurer 1973 in seinem Buch „Konstanz als ottonischer Bischofssitz“ dargestellt hat – bereits im 10. Jahrhundert als zweites Rom ausgestaltet worden ist, indem in den Patrozinien und den Standorten ihrer Kirchen die der Hauptkirchen der Heiligen Stadt wiedergegeben wurden: das Münster Unserer Lieben Frau als Santa Maria Maggiore, das Kloster Petershausen am anderen Rheinufer als Sankt Peter jenseits des Tiber; auch San Paolo, San Stefano und San Lorenzo finden ihre Entsprechung in den Kirchen von Konstanz. Als ein Zentrum des Leinenhandels erlebt Konstanz eine wirtschaftliche Blüte im Mittelalter, die sich in reichen Bauten ausdrückt: Klosterhöfe, Adelssitze, Domherrenhöfe, Zunfthäuser. In diese Zeit fällt auch ein Höhepunkt der Stadtgeschichte, das Konzil 1414–1418.

Politische Ereignisse des 16. Jahrhunderts – die für die Stadt eine Katastrophe, für den Kunsthistoriker einen Segen darstellen – setzen der Bedeutung und der Entwicklung dieser mittelalterlichen Großstadt ein jähes Ende. Der folgende Dornröschenschlaf konserviert die Bausubstanz über Jahrhunderte. Zwar werden im 18. Jahrhundert manche Häuser barock umgestaltet, meist jedoch, ohne die mittelalterliche Bausubstanz zu ersetzen.

Einschneidender sind die Veränderungen des 19. Jahrhunderts. Nach und nach wird der mittelalterliche Be-

festigungsring geschleift. Die Anlage des Bahnhofs und die Führung der Eisenbahn verändern die Ufersituation. Zahlreiche mittelalterliche Wohnbauten – oft gerade die bedeutendsten und stattlichsten unter ihnen – werden abgebrochen und im Zeitgeschmack neu errichtet oder bis zur Unkenntlichkeit umgebaut.

Die Grenzlage zur Schweiz bewahrt die Stadt vor den Bombenangriffen des Zweiten Weltkrieges. Seitdem sind zwar (namentlich durch zwei Kaufhausbauten der 60er Jahre) weitere Lücken in die historische Bausubstanz gerissen worden, und auch private Veränderungen in kleinerem Maßstab addieren sich zu einer traurigen Verlustliste, doch immer noch birgt die Stadt einen unvergleichlich großen Reichtum an materiellen historischen Quellen aller Art.

Der erste, 1887 veröffentlichte badische Inventarband über die „Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz“ widmet der Stadt 224 Druckseiten, davon etwa 160 dem

1 REPRÄSENTATIVES TREPPENHAUS in einem barock umgebauten mittelalterlichen Domherrenhof am Münsterplatz.





2 WANDMALEREIEN eines im Jahr 1518 gebauten und ausgemalten Rückgebäudes an der Rosgartenstraße – mangels Nutzung offenbar unverändert und unrestauriert erhalten.



3 MASSWERKBOHLENDECKE, teilweise freiliegend, in einem turmartigen Steinhaus an der Hofhalde.



4 ECKE einer im frühen 19. Jahrhundert in einzelne Kammern aufgeteilten großen Bohlenstube in der Konradigasse.

Münster und den anderen Kirchen. Die Masse der Objekte, die die Stadtstruktur bilden – bürgerliche Wohnhäuser mit mittelalterlicher Substanz – wird nur summarisch und nach dem Zufallsprinzip behandelt, wobei allerdings Monumente „des Barocco und Rococo nicht unerwähnt bleiben, soweit ihnen ein künstlerischer und historischer Werth zuzuerkennen ist“. „Aus naheliegenden Gründen“ seien Werke des gegenwärtigen (19.) Jahrhunderts von der Betrachtung ausgeschlossen worden.

Ein für den amtlichen Gebrauch bestimmtes „Verzeichnis der Baudenkmäler und bemerkenswerten alten Bauteile der Stadt Konstanz“ erschien im Frühjahr 1913, zusammengestellt von Altstadtrat Otto Leiner. Diese übersichtlich angelegte Liste zählt bereits insgesamt 211 Objekte – meist Profanbauten – mit ihren Eigentümern auf und benennt meist sehr einsilbig die Bauteile, die den Grund für die Aufnahme gegeben haben.

Die nächste Darstellung der Denkmalsubstanz erfolgt erst 1965 mit der Denkmalliste von Konrad Finckh, die mit über 400 Objekten in der Innenstadt und den knappen, aber informativen und auf Innenbegehungen und Sachkenntnis basierenden Angaben zur Bausubstanz einen entscheidenden Fortschritt in der Kenntnis der Konstanzer Denkmale gebracht hat. Weitere 50 Objekte des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts im mittelalterlichen Altstadtbereich wurden 1972 in einer Ergänzungsliste von Gernot Vilmar zusammengestellt. Nachdem bereits 1984 zusammen mit Franz Meckes der Denkmalbestand im Sanierungsgebiet Fischmarkt genauer untersucht worden war, erfolgte 1986/87 eine vollständige neue Sichtung der Bausubstanz im Altstadt kern.

Aus der Aufgabe der Listenerfassung, möglichst alle Kulturdenkmale zu erkennen und im Einzelfall zu benennen, worauf sich die Einschätzung als Kulturdenkmal begründet, ergibt sich in einem Altstadt kern wie dem von Konstanz die Notwendigkeit, möglichst alle Häuser von innen zu besichtigen, da das Äußere eines Hauses erfahrungsgemäß oft am wenigsten über seinen baugeschichtlichen Wert aussagt.

Auch die Denkmalerfassung der 60er Jahre stützte sich auf Innenbegehungen, jedoch wurden dabei mehr die



5 FENSTERGEWÄNDE des 13. Jahrhunderts im Kellergeschoß eines barock umgestalteten Baus an der Gerichtsgasse.

interessanten Details vermerkt, etwa Bohlen-Balkendecken oder Barockbeschläge. Über Art, Alter und Wertigkeit der Hausstruktur bleibt der Benutzer somit im unklaren; der Hauseigentümer jedoch verkündet noch zwanzig Jahre später dem nächsten Inventarisator freudestrahlend: „Bei mir steht nur die Stuckdecke unter Denkmalschutz!“ – den Rest des Hauses hat er inzwischen mit bestem Gewissen restlos umgekrempelt. Extrembeispiel einer „Sanierung“, die nur die vermeintlich wertvollsten Teile eines Hauses als Antiquitäten respektiert, ist ein großes Kaufhaus in der Hussenstraße vom Beginn der 60er Jahre: in den Verkaufsräumen pendeln sachte die abgehängten Stuckdecken des Vorgängerbaus – des von Peter Thumb 1752 erbauten Sitzes des österreichischen Stadthauptmannes.

In der Erweiterung des Interesses und in der damit verbundenen Akzentverschiebung liegt vielleicht der wichtigste Unterschied zur Bestandsaufnahme von 1965: nicht nur das innere und das äußere Erscheinungsbild



6 FUND in einem Bau mit Fassade der 60er Jahre unseres Jahrhunderts: Im spätmittelalterlichen Dachstuhl stehen die beiden Flügel der barocken Eingangstür.



7 PLAN zur Charakterisierung des Baubefundes. Kreis = Hausstruktur, Quadrat = Innengestaltung, Dreieck = Dachstuhl. Schwarz = Mittelalter, Weiß = Frühe Neuzeit. Sechseck = Neubau des 19. Jh. Die Größen der Symbole entsprechen dem Erhaltungsgrad. Beispiele: Ein kleiner schwarzer Kreis allein steht für ein Haus mit Resten mittelalterlicher Substanz, das aber innen praktisch ausgekernt ist und einen neuen Dachstuhl hat. Ein schwarzer Kreis, ein weißes Quadrat und ein kleines schwarzes Dreieck stehen für ein Haus mit mittelalterlicher Hausstruktur, barocker Innengestaltung und fragmentarisch erhaltenem mittelalterlichem Dachstuhl.

werden abgefragt, auch Struktur und Substanz werden als historische Quellen einbezogen – ein Unterschied, der nicht zuletzt zeit- und generationsbedingt ist. Die entscheidenden Informationen für die baugeschichtliche Einordnung lieferten in der Regel die Keller (soweit angesichts des hohen Grundwasserspiegels vorhanden) und die Dachstühle. Diese Teile blieben am

ehesten unverändert, wenn sich eine neue Generation das Haus in ihrem Sinne bewohnbar machte. So konnte eine ganze Reihe von Bauten aufgenommen werden, die mit Kunststoffputz, Drehkipfenstern, Rauhfaser- teppeten, Furniertüren und Teppichböden als architektur- gewordene Belanglosigkeit auftreten, aber durch einen dreigliedrigen mittelalterlichen Grundrißtypus und eine



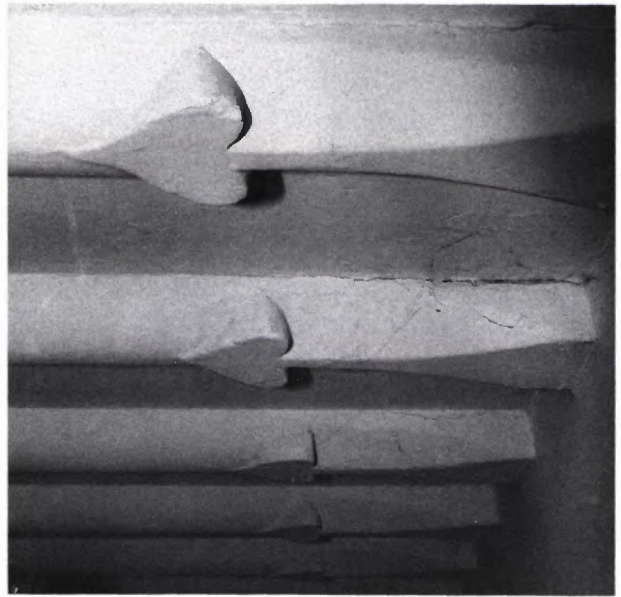
8 GIEBELWAND eines Hauses in der Kreuzlinger Straße mit Bohlen-Ständer-Konstruktion.



9 GIEBELWAND eines Hauses in der Wessenbergstraße mit innen sichtbarer verblatteter Konstruktion ähnlich wie Abb. 8.



10 STRASSESEITIGE STUBE mit Konstanzer Bühne im selben Haus wie Abb. 9.



11 DETAIL EINER KONSTANZER BÜHNE in der Salmannsweilergasse.

durch „Be-Treten“ feststellbare innere Holzstruktur Verdacht auf jahrhundertealte Kernsubstanz erregen – einen Verdacht, der dann nicht selten durch einen intakt erhaltenen mittelalterlichen Dachstuhl bestätigt wird.

Das in den 60er Jahren mehr auf die Gestaltung und weniger auf die Substanz gerichtete Interesse, das in der Liste spürbar wird, hat in Konstanz unübersehbare



12 ANSICHT EINES „WOHNTURMES“ im hinteren Parzellenbereich an der Rosgartenstraße.



13 FENSTER eines Turmelementes an der Wessenbergstraße. Das Fenster öffnet sich zu einem engen Lichtschacht; der Turm wird von jüngeren mittelalterlichen Baustrukturen ummantelt.



14 WOHNTURMARTIGE BAUSTRUKTUREN im Altstadtkern von Konstanz (Ausschnitt).

Wirkung gezeigt; nämlich im Auswechseln von Architekturteilen, die ihrem Alter entsprechend angegriffen waren, und im Rückbau auf ein mittelalterliches Erscheinungsbild, auch wenn dieses nur hypothetisch zu erschließen war und dafür Originalsubstanz der Barockzeit oder des 19. Jahrhunderts geopfert werden mußte: Eine auch für die Denkmalerfassung und -bestimmung ärgerliche und oft irreführende Vorgehensweise, die zwar in den Augen des Publikums den Wert eines Objektes steigern mag, aber die Denkmaleigenschaft reduziert oder eliminiert: Der Denkmalwert eines völlig neu gearbeiteten „mittelalterlichen“ Gruppenfensters, das eine barocke Achsenreihung ersetzt, ist nicht größer als der des Plans, auf dem es gezeichnet worden ist.

Zwar kann auch der Denkmalpfleger angesichts von nur teilweise freiliegenden Maßwerkbohlendecken (Abb. 3) oder von mittelalterlichen Stuben mit reicher Wand- und Deckendekoration, die durch später eingestellte Wände unterteilt werden (Abb. 4), manchmal Verständnis haben für Leute, die es in den Fingern juckt, den mittelalterlichen Zustand wiederherzustellen

– aber leider führt der Wunsch nach Wiederherstellung des Originals oft zu seiner Zerstörung, wenn sich etwa die Maßwerkbohlendecke beim Ablaugen in Holzmehl auflöst. Ebenso kann man angesichts der reichen Baubefunde aus dem 13. und 14. Jahrhundert Verständnis dafür aufbringen, daß dieses Material zu allen Zeiten das leidenschaftliche Interesse von Amateuren aller Schattierungen geweckt hat: Doch auch hier ist zu warnen vor einem Kenntnisdrang, der ein in vielen Generationen gewachsenes Gebäude Schicht um Schicht archäologisch auseinandernimmt, um am Ende das papierene Wissen gegen das Original eingetauscht zu haben.

Wenn man Kulturdenkmale nicht nur nach ihren gestalterischen Qualitäten, sondern unter dem Gesichtspunkt ihrer stadtbauhistorischen Aussagekraft erfassen will, kann man sich nicht mit der Auflistung von Einzelobjekten zufriedengeben. Da sich der Denkmalwert zu einem erheblichen Teil aus dem Zusammenwirken der Bauten ergibt, die gemeinsam die Stadtbaugeschichte verkörpern und überliefern, muß auch eine schlichte Listenerfassung versuchen, diesem übergrei-

fenden Aspekt der Denkmaleigenschaft gerecht zu werden.

Deshalb gehört zur Liste Konstanz-Altstadt auch eine Sammlung von Plänen, in denen versucht wird, mit Symbolen die baugeschichtliche Struktur der einzelnen Häuser zu charakterisieren (Abb. 7). Kreis, Quadrat und Dreieck symbolisieren Baustruktur, Innengestaltung und Dachstuhl; Schwarz und Weiß stehen für Mittelalter respektive Frühe Neuzeit. Die Größe der Symbole entspricht dem Erhaltungsgrad: Ein schwarzer Kreis, ein nicht vorhandenes Quadrat und ein kleines schwarzes Dreieck repräsentieren beispielsweise einen Bau mit im Kern mittelalterlicher Substanz, der innen im 20. Jahrhundert völlig renoviert und verkleidet worden ist und der einen fragmentarisch erhaltenen mittelalterlichen Dachstuhl trägt. Ein Sechseck symbolisiert Neubaustanz des 19. Jahrhunderts.

Im Überblick läßt sich somit leicht erkennen, wo mittel-

alterliche Substanz besonders dicht erhalten geblieben ist, wo barocke Erneuerungen und Umgestaltungen stattgefunden haben oder wo sich Neubauten des 19. Jahrhunderts konzentrieren.

Auch eine Verteilung von Bautypen läßt sich kartieren. Die meisten mittelalterlichen Bürgerhäuser von Konstanz sind Holzbauten mit dreiteiligem Grundriß (Abb. 8 und 9 zeigen Bohlen-Ständer-Konstruktionen wohl des 14. Jahrhunderts), wie er auch aus anderen mittelalterlichen Städten Südwestdeutschlands bekannt ist: Mittelabschnitt mit Treppenaufgang und lichtloser Küche, Hauptraum zur Straße, oft ausgezeichnet mit der charakteristischen „Konstanzer Bühne“, einer Bohlen-Balken-Decke mit geschnitzten Herzblättern an den Balkenenden (Abb. 10, 11). Daneben gibt es aber auch Massivbauten, die als Sonderform natürlich besonderes Interesse wecken, und unter ihnen auch Bauten, die – versuchsweise und mit allem gebotenen Vorbehalt – als „Wohntürme“ bezeichnet werden können: Steinbauten,

15 PULTDACHSTUHL eines Turmelementes im hinteren Parzellenbereich an der Rosgartenstraße. Dendrochronologische Altersbestimmung steht noch aus.

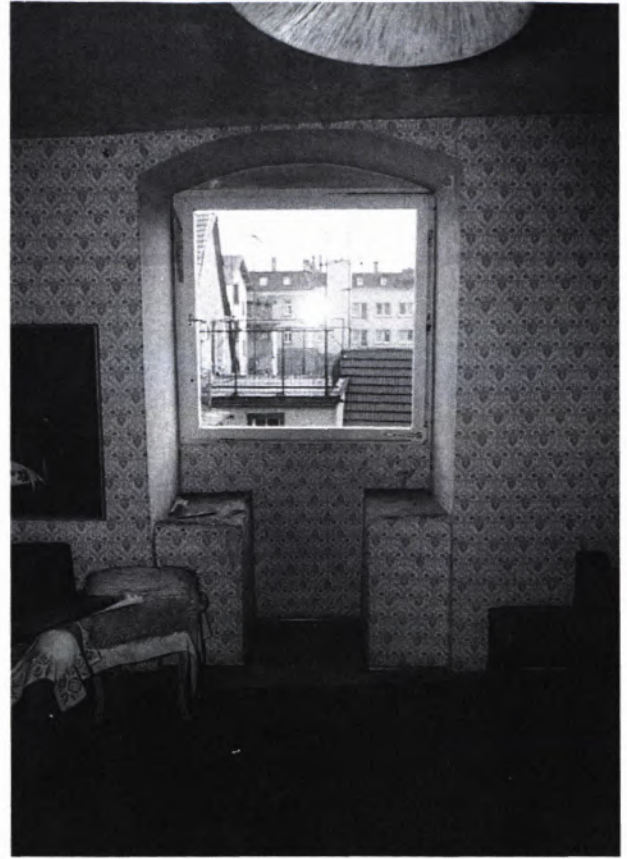


16 EINER der übereinander angeordneten repräsentativen Räume im ebenfalls turmartigen Vorderhaus zum Bau in Abb. 15.





17 GIEBELSTÄNDIGER mittelalterlicher Dachstuhl desselben Hauses.



18 FENSTER mit seitlichen Steinsitzen im Giebelbereich des Turms von Abb. 12.

die entweder durch ihre Höhenentwicklung über relativ kleiner Grundfläche oder durch ursprünglich isolierte Situation wie auch durch ihren Grundriß mit in der Regel nur einem Raum je Geschöß aus dem Schema des mittelalterlichen Bürgerhauses herausfallen (Abb. 12, 14). Viele dieser „Türme“ stehen abseits der Straßenschaft und sind von jüngeren, ebenfalls mittelalterlichen Erweiterungen ummantelt (Abb. 13). Bei manchen – möglicherweise den älteren? – ist das Verhältnis von kleiner Grundfläche und großer Höhe besonders auffällig, wobei zu dieser Form oft das Pultdach gehört (Abb. 15). Andere Bauten, wohl des 14. Jahrhunderts, besitzen mehrere repräsentativ gestaltete Räume übereinander (Abb. 16), im Einzelfall stehen sie mit giebelständigem Dach aus der traufständigen Hauslandschaft von Konstanz heraus (Abb. 17).

Kartierungen dieser Art deuten auch an, wozu die Ergebnisse der Denkmalerfassung genutzt werden können: Als Orientierungshilfe für alle Arten von weiterführenden Untersuchungen, beispielsweise der Bauforschung. Auch für die Archäologie ist nicht nur der als Nebenprodukt abfallende Kellerplan mit seiner Kartierung von Fehlstellen in der historischen Bodensubstanz von Bedeutung; im Umfeld von Grabungen sollte auch eine grobe Orientierung über die noch aufrecht stehende Bausubstanz der Umgebung selbstverständlich sein.

Die Verwertung der Inventarisationsergebnisse als Ausgangspunkt und Dienstleistung für spezialisierte Fragestellungen besonders der Bauforschung sollte aber sinn-

vollerweise keine Einbahnstraße sein; die Erkenntnisse aus Einzeluntersuchungen müssen auch für vergleichbare Bauten und damit für das Gesamtbild ausgewertet werden können. In diesem Sinne sollte die Liste auch nicht als abgeschlossenes Produkt betrachtet werden, das nun langsam wieder veralten kann; gerade bei einem Stadtmonument von der Bedeutung der Altstadt von Konstanz, an dem viele unterschiedliche Aktivitäten des Landesdenkmalamtes ansetzen, müßte versucht werden, auch den künftigen Kenntniszuwachs für die kontinuierliche Fortschreibung der Liste zu verwerten.

Vor allem aber liegt es auf der Hand, in Richtung eines Großinventars weiterzuarbeiten, in enger Zusammenarbeit mit der Bauforschung des Landesdenkmalamtes sowie auch unter Einbeziehung von Erkenntnissen der in Konstanz sehr rührigen Mittelalter-Archäologie, soweit diese zum Verständnis der Baubefunde beitragen können. Menge und Dichte der historischen Bausubstanz in Konstanz lassen aber auch ahnen, daß nicht nur die Materialmassen des 19. Jahrhunderts Anlaß sind, nach neuen Formen der Fundamentalinventarisierung zu suchen; auch das scheinbar konventionelle Thema des Altstadinventars verlangt neue Methoden der Verarbeitung und der Darstellung, wenn die Aufgabe nicht zum Jahrhundertwerk werden soll.

*Dr. Leo Schmidt
LDA · Referat Inventarisierung
Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg i. Br.*

Margarete Walliser: Die Privatgärten des Ludwigsburger Schlosses

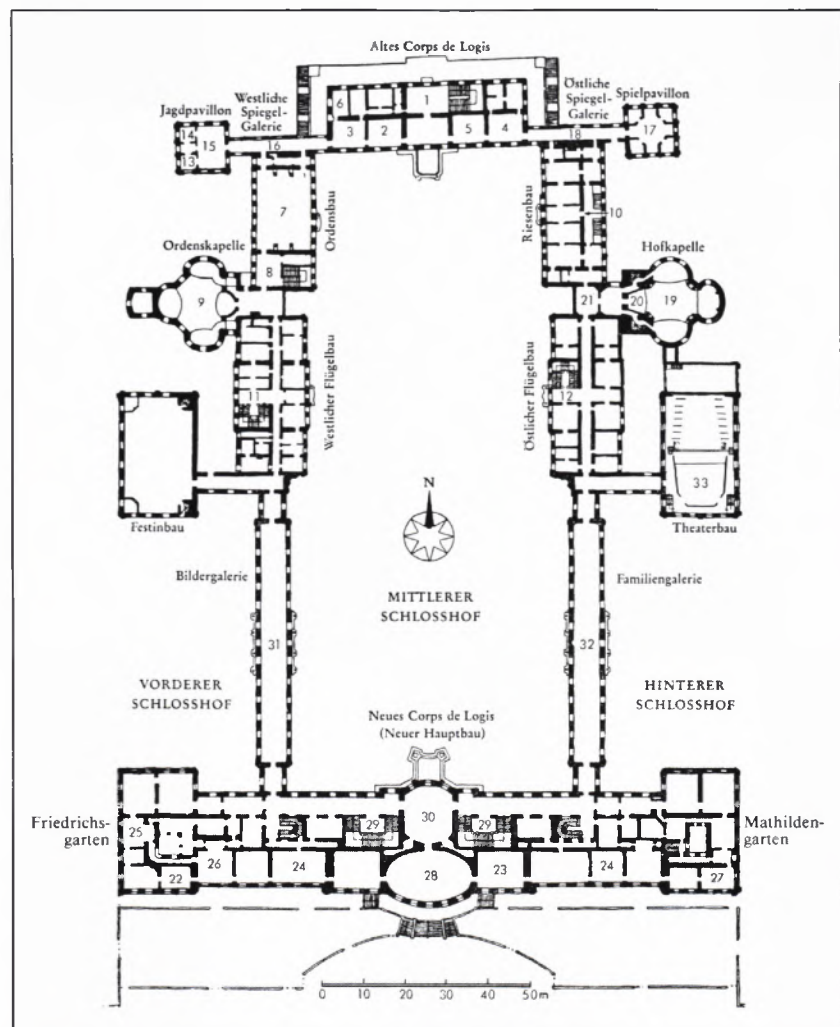
Eine nicht alltägliche archäologische Untersuchung

Dem Bekanntheitsgrad des Ludwigsburger Schlosses ist nichts hinzuzufügen. Schloß und Park gelten als eine der größten barocken Anlagen Deutschlands; dementsprechend groß ist die Zahl der interessierten Besucher. Doch auch hier ist man vor Überraschungen nicht sicher! Innerhalb der 250jährigen Geschichte des Schlosses sind mannigfaltige Veränderungen und Angleichungen an den jeweiligen vorherrschenden Geschmack vorgenommen worden. Leider sind nicht alle Veränderungen dokumentiert oder beschrieben worden, oder es läßt sich durch die Ungenauigkeit der Aufnahme keine genaue Vorstellung gewinnen. Bei der vorbereitenden Untersuchung zur Wiederherstellung des klassizistischen Zustands der beiden sogenannten herzoglichen Privatgärten wurde dies deutlich: trotz vorhandener Pläne des 18. und 19. Jahrhunderts kam man zu keiner zufriedenstellenden planerischen Vorstellung ihres ursprünglichen Aussehens. Man beschriftet daher den hierzulande noch ungewöhnlichen Weg der archäologischen Untersuchung von Gartenbereichen.

Baugeschichte des Schlosses

Herzog Eberhard Ludwig (1676–1733) gab 1704 den Auftrag zum Bau eines neuen Residenzschlosses in Ludwigsburg. Begonnen wurde dabei mit dem nördlichen Haupttrakt, dem sog. Alten Corps de Logis. Von

1707 bis 1714 übernahm Johann Friedrich Nette die Bauleitung; unter seiner Regie entstanden, neben der Vervollständigung des Alten Corps de Logis, der westliche („Ordensbau“) und der östliche („Riesenbau“) Flügel-



1 LUDWIGSBURG, Gesamtplan des Schlosses.

bau. Unter seinem Nachfolger Donato Paolo Frisoni wurde die Anlage seit 1714 beträchtlich erweitert; der Theaterbau und die Schloßkirche im Osten und die Ordenskirche im Westen sind die herausragenden Teile seiner Schaffenszeit. Als letzter, jedoch die Anlage beherrschender Bauteil wurde das Neue Corps de Logis zusammen mit den beiden Verbindungsgalerien zu den nördlich gelegenen Flügelbauten errichtet. Das Neue Corps de Logis schließt den Hofraum nach Süden hin ab. Nach dem Tod von Herzog Eberhard Ludwig 1733 war das Schloß noch nicht vollendet, seine Innenausstattung konnte erst unter Carl Eugen (1744–1793) fertiggestellt werden. Dessen Nachfolger Herzog Friedrich II. ließ Schloß und Park im klassizistischen Stil 1800–1804 neu gestalten, Architekt war der Hofbaumeister Nikolaus Friedrich Thouret.

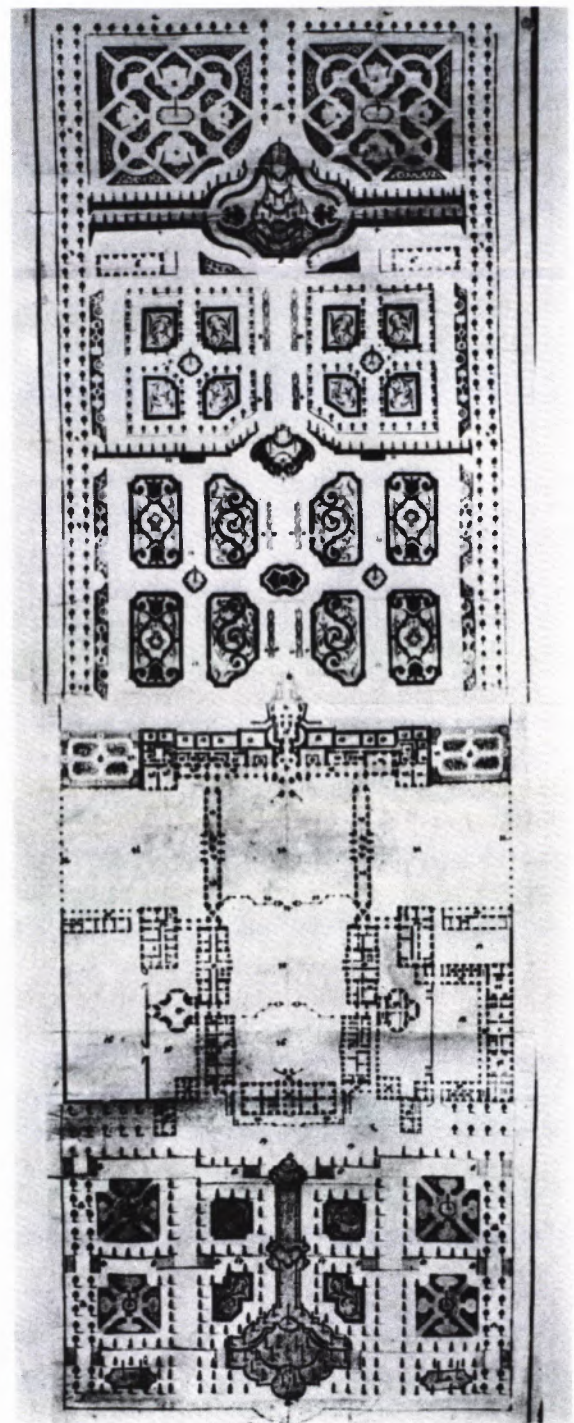
Dem Ludwigsburger Schloß in der Folgezeit einen „Dornröschenschlaf“ zuschreiben zu wollen, erscheint nicht ganz unkorrekt. Das stärkere Hervortreten der alten Konkurrentin Stuttgart als Residenzstadt wird die Ursache dafür gewesen sein, daß Ludwigsburg ins „Abseits geriet“, und die nächsten, sozusagen wiederbelebenden Maßnahmen erst nach dem 2. Weltkrieg mit der sukzessiven Renovierung des Schlosses und der Einrichtung des Blühenden Barocks im Jahre 1954 erfolgten.

Lage des Schlosses

Das Schloß Ludwigsburg liegt an einem nach Norden abfallenden Hang. Bei der Vergrößerung der Anlage mit der Errichtung des Neuen Corps de Logis erfolgte eine Aufterrassierung der bis dahin sanft ansteigenden Südgärten. Das Neue Corps de Logis mit seiner langen Südfront bildet einen den Hofraum von den Südgärten trennenden Riegel, der jedoch gleichzeitig die nun entstandenen Niveauunterschiede ausgleicht. Das Entree des Neuen Corps de Logis richtet sich zum Hof hin aus, das darüberliegende Hauptgeschoß mit den Wohn- und Repräsentationsräumen bezieht sich auf die hier beginnenden Südgärten. Der Höhenunterschied vom Hofraum zum Gartenniveau beträgt ca. 4 m. Westlich und östlich des Neuen Corps de Logis wurden zur Höhenangleichung der hier vorhandenen Bereiche an den Südgarten hohe Stützmauern errichtet, das Terrain östlich und westlich des jeweiligen Eckrisaliten aufgefüllt und dem Niveau des Hauptgeschosses, d. h. dem Gartengeschoß des Neuen Corps de Logis, angeglichen. Damit erhielt man zwei Bereiche, die durch die umgebenden Mauern vom übrigen Südgarten abgeteilt waren und eine andere Funktion als die der Repräsentation bekamen. Entgegen dem offiziellen Charakter des dem Neuen Corps de Logis vorgelagerten Parks sind diese beiden Gartenbereiche als herzogliche Privatgärten konzipiert und angelegt worden.

Die herzoglichen Privatgärten

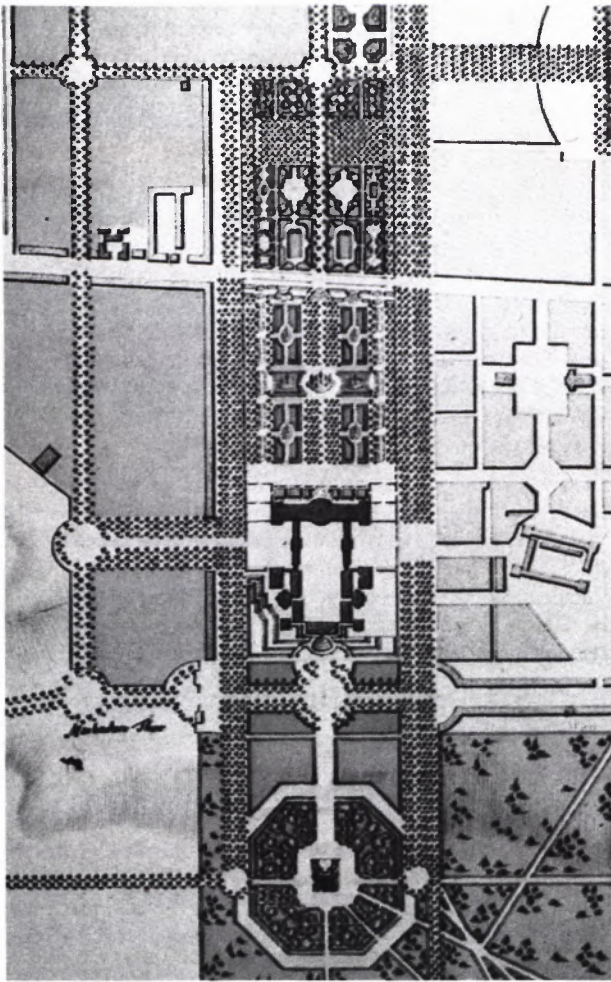
Die Benennung der beiden Gärten erfolgte unter Friedrich II., der mit seiner aus England stammenden Frau Mathilde die beiden das Neue Corps de Logis jeweils im Westen und Osten abschließenden Eckrisaliten bewohnte. So wurde der westliche Teil „Friedrichspavillon“ und der dazugehörige vorgelagerte Garten „Friedrichsgarten“ genannt, entsprechend erhielt der Ostrisalit die „Bezeichnung Mathildenspavillon“ und der vorgelagerte Garten den Namen „Mathildengarten“. Ist der Mathildengarten ein westostausgerichtetes Recht-



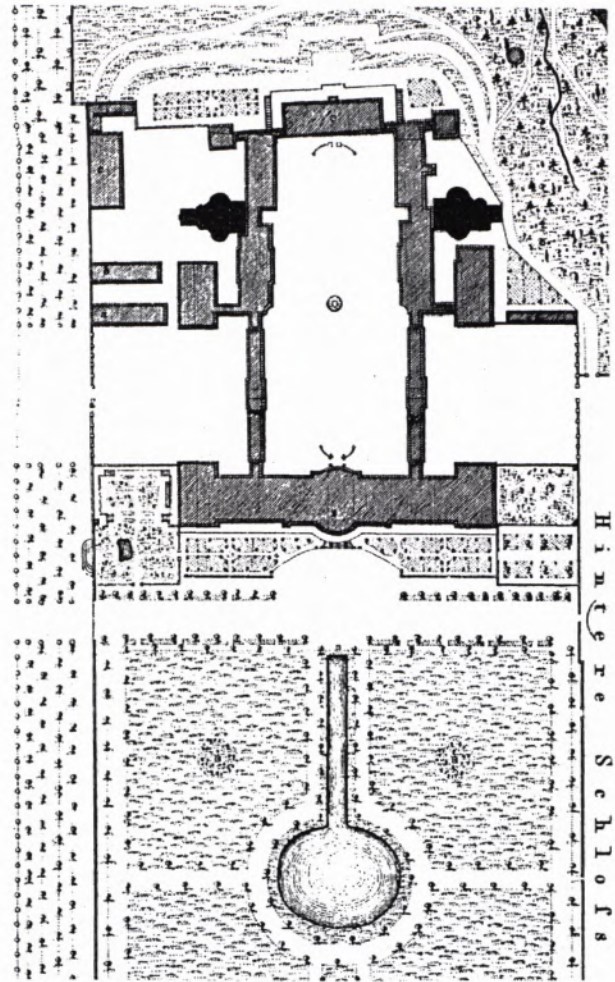
2 GRUNDRISS des Schlosses mit den Gärten. Plan von J. A. Classen, um 1730. (Dieser und der folgende Plan sind nach Süden orientiert!)

eck mit Abschluß auf Höhe der Südfront des Neuen Corps de Logis, so reicht der Friedrichsgarten weiter nach Süden, über den Bereich der ehemaligen Orangerie hinaus, in den sog. Vorhof hinein.

Die Geschichte dieser beiden Privatgärten ist nicht leicht nachzuvollziehen, über ihr Aussehen vor Errichtung der Stützmauer und Auffüllung der Bereiche südlich davon nichts bekannt. Bei einer Sondierung durch das Staatliche Hochbauamt kamen im Mathildengarten in einer Tiefe von über drei Metern verschiedene Fundamente zutage, deren Bedeutung völlig im dunkeln



3 AUSSCHNITT aus dem Stadtplan von Ludwigsburg von 1760. Erste Darstellung der erweiterten Privatgärten.



4 FLURKARTE des Geometers Betz von 1831 mit schematischer Angabe der Privatgärten.

liegt. Auch die im Friedrichsgarten gefundenen Fayencescherben, die sich durch ihren Stempel als von der 1745 gegründeten Göppinger Porzellanmanufaktur stammend nachweisen lassen, können durch die hier später erfolgten tiefgreifenden Störungen keinen Hinweis auf die Entstehungszeit der Gärten geben.

Die früheste Plandarstellung der Gärten, die nicht lediglich einen projektierten Zustand der Gärten aufzeigt, ist der „Grundriß des Schlosses und der beiden Gärten“ von Johann Adam Classen von 1729/33. Er zeigt die beiden Privatgärten bereits von einer Balustradenmauer umgeben, jedoch die Südfront des Neuen Corps de Logis nicht übergreifend. Die Gärten werden von Laubengängen und Terrassen umzogen, während der innere Bereich Parterrefelder zeigt. Zwar gibt es im Laufe des 18. Jahrhunderts noch verschiedene Pläne der Ludwigsburger Schloßanlage, der Bereich der Privatgärten wird dabei wohl zeichnerisch erwähnt, die Aufteilung der Gärten jedoch nicht exakt dargestellt. Die einzige, jedoch äußerst wichtige Information, die man aus diesen Plänen erhält, zeigt, daß die Gärten – ihre früheste Darstellung ist der Stadtplan von 1760 – über die Südfront und die davor gelagerte Orangerie nun nach Süden hinausragen, sie ihre Fläche somit verdoppelt haben.

Eine erste detailliertere Zeichnung des Friedrichs- und Mathildengartens erhält man mit der 1831 angelegten Flurkarte des Geometers Betz. Sie zeigt, daß die Gärten

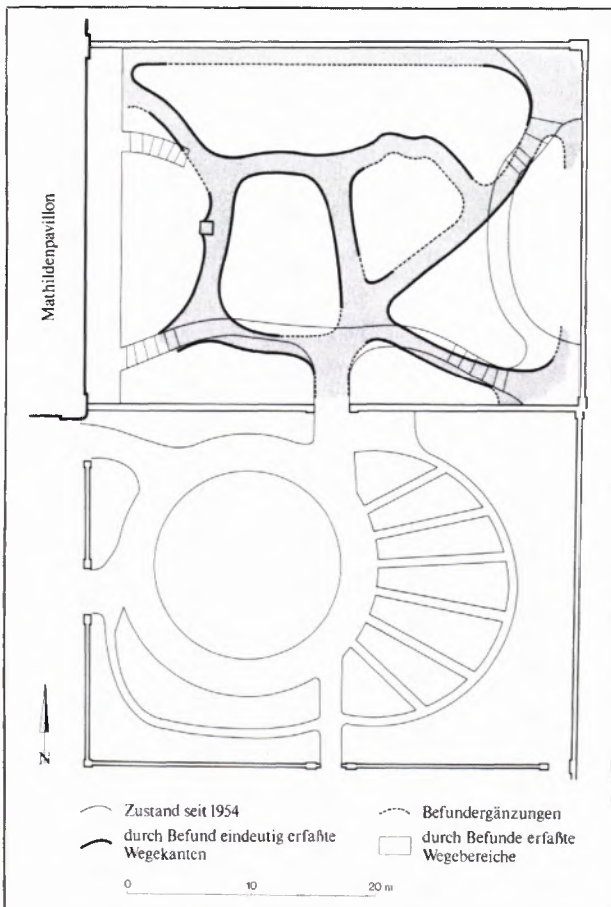
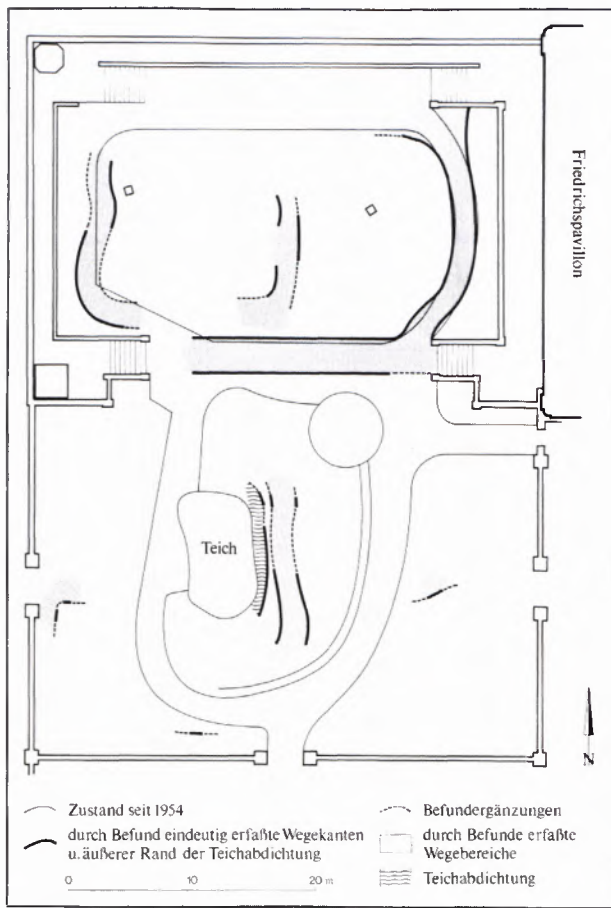
gegenüber dem vermutlichen Zustand von 1729/33 neu gestaltet worden waren, die barocken Parterrefelder nicht mehr vorhanden sind. Zwar behält der Friedrichsgarten in seinem nördlichen Teil die umgebenden Laubengänge und Terrassen bei, die Gestaltung des gesamten Gartenbereiches weist jedoch Züge im Stile eines englischen Landschaftsgartens auf. Denselben Eindruck erhält man beim Mathildengarten. Hier jedoch ist die barocke Gartenarchitektur völlig verschwunden, der Raum wird mit gärtnerischen Elementen gestaltet. Auffallend ist die Reduzierung des Mathildengartens auf seine bereits in der Barockzeit vorhandene Größe. Damit ist dieser Garten halb so groß wie der Friedrichsgarten.

Befunderhebung

Für die Planung zur Wiederherstellung der klassizistischen Gestalt des Ludwigsburger Schloßgartens boten die vorhandenen archivalischen Unterlagen keine ausreichenden Grundlagen. Man entschied sich daher zu einer archäologischen Untersuchung des Friedrichs- und Mathildengartens, die im Frühsommer 1987 von der Autorin mit der großflächigen Freilegung der herzoglichen Privatgärten (unter widrigen Wetterbedingungen) durchgeführt wurde.

Der Friedrichsgarten

Die nördliche und südliche Gartenhälfte des Friedrichsgartens sind völlig unterschiedlich gestaltet: wird



5 LUDWIGSBURG. Die archäologischen Befunde aus Friedrichs- (oben) und Mathildengarten (unten).

der nördliche Teil durch die aus der Barockzeit stammenden Terrassen und Laubengänge umrahmt – die geschwungenen Wege setzen sich davon zwar ab –, so besitzt der südliche Gartenteil völlig freien Gestaltungsspielraum. Lediglich mit den Toren und den Ansatzpunkten zum Nordteil sind Bezugsachsen erhalten geblieben. Leider konnten die Wege nicht in ihrer Gesamtheit aufgedeckt werden: es stellte sich bald heraus, daß der gesamte Bereich des Friedrichsgartens nach dem 2. Weltkrieg, vor allem bei der Neugestaltung 1954, in hohem Maße zerstört worden war. Die Befunde, die man noch ergraben konnte, reichten daher nicht aus, den Friedrichsgarten in seiner klassizistischen Gestalt rekonstruieren zu können; wichtige gestalterische Grundfragen (so z. B. Wegeaufbau und -verlauf) konnten jedoch beantwortet werden.

Dominierendes Element des nördlichen Friedrichsgartens ist ein aus Bruchsteinen aufgesetzter Weg, der die vier Aufgänge zu der den Nordgarten im Osten, Norden und Westen umschließenden Terrasse miteinander verbindet. Dabei werden die beiden westostverlaufenden Teile dieses Weges als Laubengänge gestaltet, während die beiden Süd-Nord-Verbindungen einen von der Gartenarchitektur sich lösenden bogenförmigen Verlauf besitzen. Die Breite dieses Weges beträgt ca. 2,20 m, charakteristisch für ihn sind die quer zur Verlaufsrichtung gesetzten Randsteine. Er überwindet dabei einen nicht auffällenden Niveauunterschied: besitzt die südliche Treppe zur Terrasse vor der Westfassade des Friedrichspavillons zehn Antritte, so hat die nördliche Treppe lediglich neun Antritte. Ausgeglichen wird dies dadurch, daß der Steinweg im Bereich des südlichen Laubenganges eine Stufenhöhe niedriger liegt als der von hier zur Nordtreppe führende Wegbereich. Ein interessantes Detail weist der Anschluß des Weges an die Wange dieser Nordtreppe auf: der eigentliche Wegbereich biegt hier nach Westen um, während der östliche Rand des Steinweges einen flachen Bogen zum Schloß hin aufzeigt und exakt unterhalb des obersten Treppenteilers an die Wange anschließt.

Der von diesem Steinweg umschlossene Bereich weist starke Störungen auf. Es konnten lediglich partiell Wegbereiche aufgedeckt werden. Diese allerdings zeigen einen völlig anderen Aufbau: Auf einer Schotterunterlage liegt eine ca. 0,20 m starke Schicht aus kleinsten Flußkieseln, vermischt mit feinem, rötlich-gelbem Sand. Abgedeckt wird diese Kiesschicht durch eine ca. 0,05 m starke Sandschicht, die eine wohl durch humosen Einfluß entstandene fast schwarze Farbe aufweist. Eingerahmt wird dieser Wegbereich durch Reihen von auf der Erde aufgesetzten Bruchsteinen. Diese Art des Wegeaufbaues und der Wegebekantung ist charakteristisch auch für den Südteil des Friedrichsgartens und ebenso für die Wege des Mathildengartens.

Mittelpunkt des südlichen Friedrichsgartens ist der heute noch vorhandene Teich. Ufergestaltung und Größe scheinen nicht ursprünglich zu sein; an seinem Ostufer wurden konisch geschnittene Blöcke aus blauem Lettenton aufgedeckt, die zur Teichabdichtung gedient haben. Diese weisen darauf hin, daß das Teichufer einen „fließenden“ Übergang vom Wasser- zum Gartenbereich besessen hatte, dem Stil eines Landschaftsgartens entsprechend. Leider konnte auch im südlichen Friedrichsgarten das Wegesystem nicht erfaßt werden: die Bagger, die bei der Neugestaltung 1954 auch hier eingesetzt waren, haben den Untergrund des Gartens



6 MATHILDENGARTEN. Nordostecke mit oberem Weg und Ansatz der nordöstlichen Rampe.

gestört. Erfaßt werden konnten trotz allem noch Teile folgender Wege: der direkt an der Innenseite der West- und Südmauer verlaufende Weg mit Anschluß an den vom Westtor ausgehenden Zugangsweg, ein östlich des Teiches verlaufender „Teichuferweg“, der das Südtor mit dem südlichen Laubengang verbindet, sowie der Zuweg zum in den Vorgarten führenden Osttor.

Der Mathildengarten

Gegenüber dem Friedrichsgarten blieb der Mathildengarten bei der Neugestaltung 1954 mehr in „Ruhe gelassen“. Er wurde nicht durchwühlt, sondern wohl aus Zeit- und Geldmangel aufgefüllt. Dadurch blieben die Wegebereiche des klassizistischen Gartens fast unangestastet, so daß im Mathildengarten eine Rekonstruktion der klassizistischen Gartenfassung möglich wurde.

Der Aufbau der Wege entspricht dem der Wege im Friedrichsgarten. Auf einer Schotterung liegt eine Schicht aus Flußkiesel, vermisch mit feinem Sand, abgedeckt durch eine Sandschicht. Bekannt werden die Wege ebenfalls durch Reihen aus Bruchsteinen aus heimischem Muschelkalksandstein. Diese Steinreihen sind auch hier nicht mehr überall erhalten geblieben, der Wegebereich konnte jedoch durch seine auffallend harte Struktur genau vom Pflanzbereich unterschieden werden. Auf diese Art und Weise war ein vollständiger Nachweis der Wege möglich.

Vom Niveau der Terrasse vor der Ostfassade des Mathildenpavillons ausgehend, verläuft ein Weg direkt entlang der Nordbalustrade zur Nordostecke und von da aus weiter zur Südostecke des Gartens. Wohl als Reminiszenz an die barocke, den Garten umgreifende Terrassengestaltung liegen Schloßterrasse und Balustradenwege ca. 0,90 m über dem mittleren Gartenbereich. Von diesem äußeren Bereich führen in allen vier Ecken des Mathildengartens diagonal angelegte Rampen in den mittleren Gartenbereich. Diese Rampen sind bogenartig an die oberen Wege angeschlossen und verbinden diese mit den unteren Wegen. Die den mittleren Gartenteil durchgreifenden Wege sind relativ straff gezeichnet.

Nur wenige herausragende Elemente akzentuieren den Mathildengarten. So verläuft der nördliche West-Ost-Weg in seinem östlichen Bereich in einer auffälligen S-förmigen Kurvatur. Hier soll am Übergang zur Nordostrampe eine Figur gestanden haben, so daß es gut möglich sein könnte, daß dieser bogenförmige Verlauf auf diese Figur hinführen sollte. Ein zweites, den Bezug



7 MATHILDENGARTEN. Zur Südostecke hinaufführende Rampe.

zur Schloßarchitektur leicht andeutendes Dekorations-element kam im Bereich des westlichen Süd-Nord-Weges zutage. Exakt auf die Mittelachse der Schloßfassade ausgerichtet, befindet sich hier eine quadratische Podestplatte, die zu zwei Drittel in den Wegebereich einbindet. Deutlich sind auf dieser Platte Standspuren eines Sockels (Figur, Pflanzkübel, Vase?) zu sehen. Weniger mit der Frage der Gestaltung als mit einer Notwendigkeit zu tun hat die Tatsache, daß im gesamten Mathildengarten keine Treppen vorhanden sind. Die Ursache liegt darin, daß Königin Mathilde gelähmt war und einen Rollstuhl benutzen mußte. Mit Hilfe der Rampen konnten die unterschiedlichen Höhen des Gartens überwunden werden, Treppen hätten dies unmöglich gemacht.

Botanische Untersuchungen des Baumbestandes

Ergänzend zur archäologischen Untersuchung ging man der Frage nach dem Alter der Bäume nach. Die botanischen und dendrochronologischen Untersuchungen führte Dr. M. Rösch, Naturwissenschaftliche Arbeitsstelle des Landesdenkmalamtes in Hemmenhofen, durch. Mit Hilfe eines Spezialbohrers geringen Durchmessers konnte er das Innere der Bäume anbohren und so die erhaltenen Bohrkerne nach zählbaren Jahresringen auswerten.

Nicht alle Bäume wurden untersucht, Pflanzenart und Größe ließen von vornherein einen Großteil der Bäume dafür nicht in Frage kommen. Im Friedrichsgarten konnten drei Baumarten dem klassizistischen Garten zugeordnet werden: Die entlang des westlichen Teiles des Steinweges im nördlichen Friedrichsgarten stehenden Buchsbäume weisen ein Alter von ca. 160–170 Jahren auf. Ebenfalls dort befindet sich in der Nordwestecke ein Götterbaum, dessen Alter bei ca. 200 Jahren liegen dürfte. Als Ableger bzw. Neuaustrieb einer ca. 200 Jahre alten Eibe dürfte der im südlichen Friedrichsgarten stehende Zwillingstamm anzusprechen sein; seine Untersuchung ergab für die heute vorhandene Eibe ein Lebensalter von über 100 Jahren. Im Mathildengarten waren es zwei Bäume, die besondere Aufmerksamkeit verdienen: in der Mitte des Gartens steht eine mächtige Linde, deren Alter auf ca. 200 Jahre geschätzt wird. Eine Baumhasel im Südostteil scheint mit ca. 190 Jahren fast gleich alt zu sein. Diese Baumarten entsprechen durchaus dem üblichen Pflanzenrepertoire klassizistischer Gärten. Für die Rekonstruktion der Gärten sind sie daher von Bedeutung.

Zur Geschichte der Landschaftsgärten

Der Auftrag von Herzog Friedrich II., das Ludwigsburger Schloß und die dazugehörigen Parkanlagen zu modernisieren, erging an N. F. Thouret. Er war seit 1801 Hofbaumeister des württembergischen Hofes. Sein architektonisches Profil erhielt er durch Studien in Paris und Rom, seine Arbeit in Weimar und vor allem durch seine Verehrung für Goethe und dessen Werk.

Die Abkehr vom Barock als einer überzogen verstandenen Formengebung hin zum Verständnis für die Notwendigkeit des organischen Zusammenhangs der Formen untereinander bildet den Hintergrund für den auf antikem Formengut basierenden Klassizismus. Die Natürlichkeit und Harmonie der einzelnen Elemente untereinander werden zu einer Forderung nicht nur gegenüber architektonischer Gestaltung, sondern auch im Park- und Gartenbereich. Der Ursprung dazu liegt im Umbruch in der Gartenbaukunst in England im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts. Vor allem politische und gesellschaftliche Gründe verhindern dort eine allgemeine Verbreitung barocker Gartenanlagen. Man versteht den Park und den Garten nicht als Bühne für ein absolutistisches Repräsentationsschauspiel, sondern als einen Ort der Begegnung, Kontemplation und auch der Bewegung. Man sieht die Natur, und hier spielt der englische Puritanismus eine gewichtige Rolle, als „schlicht und rein“, als das Maß aller Dinge, „jede natürliche Erscheinungsform ist befriedigend, und nur der Mensch ist nichtswürdig“. Der architektonische Garten wird abgelehnt, eine untergeordnete Natur als nichtswürdig erachtet. Das Ziel des neuen, des englischen Gartens ist nicht mehr die Beherrschung der Landschaft durch sie durchgreifende Achsen, sondern das Zusammenspiel von Natur und Landschaft.

Die Kenntnis der wichtigsten frühen Landschaftsgärten im damaligen Deutschland – da sind vor allem der Wörlitzer Park (Bez. Halle), entstanden zwischen 1770 und 1790, und die „Englische Anlage“ in Hohenheim von 1774, die Thouret durch seine Arbeit in Hohenheim genau kannte, zu nennen – verarbeitete Thouret auch in seinem gartenarchitektonischen Schaffen. (Neben Ludwigsburg ist hier als weiteres Beispiel Schloß Monrepos mit der Neugestaltung von Schloß und Park anzuführen.) Die Elemente der Ludwigsburger Privatgärten – einmal natürliche Landschaftsgestaltung als bewußter Gegensatz zur Architektur, zum anderen Ausdruck eines geistigen Inhaltes u. a. durch Aufstellen von Figuren aus der antiken Mythologie – verdeutlichen den Anspruch einer zwar räumlich kleinen, jedoch alle wesentlichen Merkmale eines Landschaftsgartens aufweisenden Anlage. Der Friedrichs- und der Mathildengarten sind als rein private Bereiche zu verstehen, mit einer von jeglicher Repräsentation losgelösten Atmosphäre, als Orte der geistigen Besinnung und Ruhe.

Literatur:

Adrian v. Buttlar, Englische Gärten in Deutschland, in: „Sind Briten hier?“ Kat. zur Ausstellung, München 1981.



8 MATHILDENGARTEN. Vom Südtor ausgehender, zur Nordostecke führender Weg. Südöstliche Wegebegrenzung.

Andrea Berger-Fix und Klaus Merten, Die Gärten der Herzöge von Württemberg im 18. Jahrhundert. Katalog zur Ausstellung im Schloß Ludwigsburg vom 4. 7. bis 11. 11. 1981, Stuttgart 1981, S. 19 ff.

Derrek Clifford, Gartenkunst, München 1981, S. 273 ff.

Die historische Entwicklung der Schloßgärten in Ludwigsburg, Pläne und Erläuterungen, Staatliches Hochbauamt Ludwigsburg, April 1983.

Paul Färber, Nikolaus Friedrich Thouret, Sein Leben und Schaffen von 1767 bis 1800, Dissertation Stuttgart 1920.

Paul Färber, Nikolaus Friedrich von Thouret, Ein Baumeister des Klassizismus, Stuttgart 1949.

Walter Hotz, Kleine Kunstgeschichte der deutschen Schlösser, Darmstadt 1974, S. 52, 81, 182.

Klaus Merten, Der Ludwigsburger Schloßgarten im 18. Jahrhundert; in: Schwäbische Heimat, Zeitschrift zur Pflege von Landschaft, Volkstum, Kultur, 20. Jahrgang, 1978, S. 169 ff.

Margarete Walliser, Schloß Ludwigsburg, Friedrichsgarten, Mathildengarten, Ergebnisse der archäologischen Befunderhebung, maschinenschriftliches Manuskript, Stuttgart, Juli 1987.

Karl Weller und Arnold Weller, Württembergische Geschichte im süddeutschen Raum, Stuttgart – Aalen 1975, S. 206 ff.

Dr. Margarete Walliser

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Silberburgstraße 193

7000 Stuttgart 1

Ursula Schneider: Das Kinderhaus der Gustav-Werner-Stiftung
„zum Bruderhaus“,
Reutlingen, Gustav-Werner-Straße 7

Ein Kulturdenkmal, das nach Meinung des Landesdenkmalamtes den Rang eines Kulturdenkmales nach § 12 des Denkmalschutzgesetzes hat, wird nach einem Abwägungsverfahren abgebrochen werden.

Unmittelbar am westlichen Altstadtrand von Reutlingen liegt ein größeres Fabrikareal, die ehemalige Papiermaschinenfabrik „zum Bruderhaus“ der Gustav-Werner-Stiftung. Ebenfalls auf diesem Gelände stehen noch mehrere Gebäude für soziale Einrichtungen dieser Stiftung. Am heutigen Kreuzungspunkt von Ledergraben und Gustav-Werner-Straße, dem sogenannten Wandel-Knoten, hat Gustav Werner 1842 seine erste Kinderschule bauen lassen, hier hat er auch zusammen mit seiner Frau 1881 die nach ihm genannte Stiftung ins Leben gerufen.

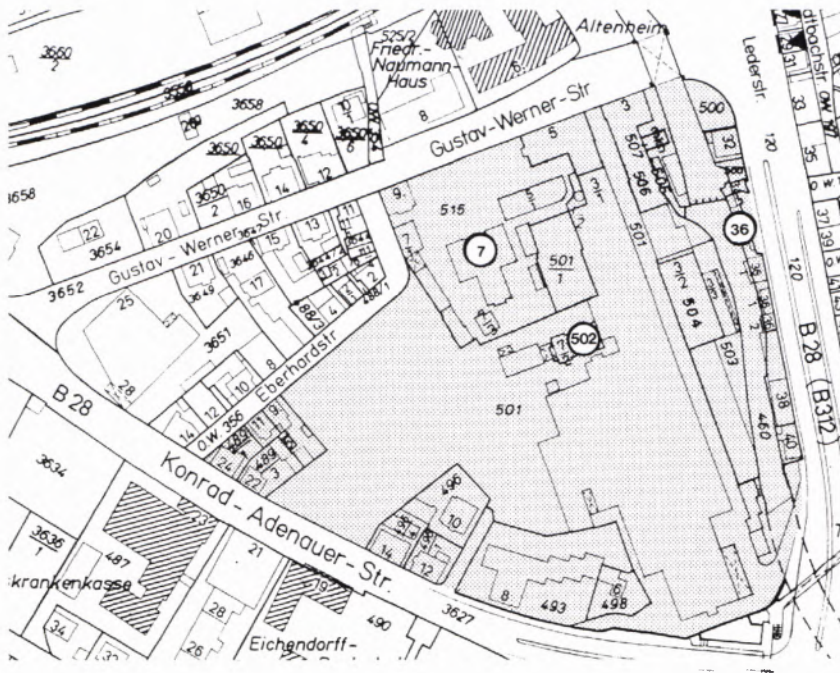
Gustav Werner (1809–1887)

Kindheit und Jugend verbrachte Gustav Werner in Zwiefalten, Münsingen und Calw. 1827 kam er in das Tübinger Stift, um Theologie zu studieren. Nachdem er das erste theologische Examen bestanden hatte, ging er 1832 für zwei Jahre ins Elsaß und lernte durch die Familie Caspar Wegelin die Ideen und das Wirken Johann Friedrich Oberlins kennen, was ihn offensichtlich in seinem späteren Leben sehr beeinflusst hat. 1834 trat er seine erste Pfarrvikarstelle in Walddorf an. Sehr bald lernte er dort das Elend von Kindern und vor allem Waisen kennen. Um ihm zu begegnen, gründete er 1837 eine Kleinkinderschule und bald darauf eine sogenann-

te Industrieschule für Mädchen, an der diese hauptsächlich Handarbeiten lernten. Nachdem er immer mehr sowohl bei Gemeindemitgliedern in Walddorf als auch bei der Amtskirche auf Unverständnis und Anfeindungen stieß, verließ er die Vikarstelle und zog mit etwa zehn Kindern nach Reutlingen. In diesem ersten Jahr gemeinschaftlichen Lebens wohnten alle in einer Mietwohnung, bald in einem gepachteten Haus und ab 1842 in einem eigenen geräumigen Haus mit Garten am Ledergraben. Die Gemeinschaft begann zu wachsen. 1843 kann als Gründungsjahr für die Hausgenossenschaft angesehen werden: Gegen Wohnung, Kost, Kleidung und Versorgung bei Krankheit und im Alter stellten die Hausgenossen ihre Arbeitskraft der Anstalt zur Verfügung. Das unmittelbare Erleben des gesellschaftlichen Umbruchs in der Mitte des 19. Jahrhunderts als Folge der sogenannten industriellen Revolution mit Massenarbeitslosigkeit, Wohnungsnot und Verelendung von Menschen führte Gustav Werner dazu, alle Anstrengungen darauf zu konzentrieren, seine christlichen Vorstellungen in die im Werden begriffene Industriegesellschaft einzubringen, indem er selbst Fabrikanlagen erwarb bzw. gründete. Als erste wurde die stillgelegte Reutlinger Papierfabrik gekauft. „Er wollte dort Arbeitslosen Arbeit und Brot, seinen Pflegebefohlenen sinnvolle und befriedigende Beschäftigung, seinen Jugendlichen eine handwerkliche Ausbildung verschaffen und sozial Gescheiterte durch den erzieherischen Wert einer vom christlichen Geist geprägten Atmosphäre auf



1 KINDERHAUS des Bruderhauses.



2 EHEM. GELÄNDE „zum Bruderhaus“, gekennzeichnet mit punktiertem Raster. Nr. 7 ist das ehem. Kinderhaus, Nr. 502 ist das ehem. Krankenhäusle.

den richtigen Weg zurückführen.“ 1850–1862 entstanden etwa 30 Zweiganstalten, die zwar im Sinne Gustav Werners geführt wurden, aber mit der Reutlinger Anstalt keine unmittelbare Verbindung hatten. Erst 1860 ging man daran, eine zentrale Verwaltung in Reutlingen einzurichten. Im selben Zeitraum wurden Vereine gegründet, die einmal die Ideen Gustav Werners verbreiten, dann aber auch finanzielle Mittel beschaffen sollten: 1851 Verein zur Unterstützung auswärtiger Armer, 1852 Verein zur Beschäftigung brotloser Armer usw. 1856 wurden die mechanischen Werkstätten, später „Maschinenfabrik zum Bruderhaus“, gegründet. 1861 wurde die Papierfabrik nach Dettingen/Erms verlegt.

1863 kam es zur ersten großen Krise, das Konkursverfahren mußte eröffnet werden. 1866 gelang durch die tätige Mithilfe von unzähligen Freunden und Gönnern – darunter war auch der württembergische König Wilhelm I. – durch die Umwandlung in einen sogenannten Aktienverein und letztlich durch 50000 fl des Staates die Rettung der Anstalt. Bis etwa 1875 war die Sanierung dann abgeschlossen.

Der Erfolg seiner Fabriken – Chemische Fabrik, Ziegelei, Spinnerei, Zwirnerie, Woll-, Baumwoll-, Zeuglen- und Bandweberei, Färberei, Möbel-, Papier- und Maschinenfabrik – schien Werner die Richtigkeit seines Grundgedankens von der Notwendigkeit einer christlichen Reform der Wirtschaft zu bestätigen. Die Bedeutung Gustav Werners liegt vor allem darin, daß er wie kaum ein anderer Theologe seiner Zeit sich den Herausforderungen der Industriegesellschaft stellte. Werner stellte sich insofern den Problemen des industriellen Zeitalters, als er der Meinung war, daß die „Industrie die herrschende Macht in unserer Zeit“ sei und daß dort die Prinzipien christlicher Gerechtigkeit zu erproben seien. Bei ihm mündete sein „christlicher Glaube in eine Sozialethik ein, sein Verständnis von christlichem Glauben verband sich mit den Anforderungen der entstehenden Industriegesellschaft. So gehören bei ihm sozialpolitische Aussagen, Industriebetriebe und diakonische Anstalten wie auch die Hilfe gegenüber einzelnen zusammen“.

Die Folgen des Zusammenbruches von 1863 betrafen nicht nur die innere Struktur und Organisation des Unternehmens, sondern Werner mußte erkennen, daß auf seine Weise Christentum mit Wirtschaft und Gesellschaft nicht zu versöhnen waren. Er wurde auf die ursprüngliche und eigentliche Aufgabe, der Betreuung von Hilfsbedürftigen, zurückgeführt. Unter den caritativen Anstalten des Landes behielt jedoch das Bruderhaus bis vor einigen Jahren allein durch die Verbindung von Diakonie und Industrie einen wohl einmaligen Charakter.

Das Kinderhaus (1881/83–?)

Das Kinderhaus wurde der Überlieferung nach durch Freunde in der Schweiz finanziert, die nach der Krise von 1863 Gustav Werner tatkräftig unterstützten. Als es

3 TREPPENHAUS im Kinderhaus.



1883 seiner Bestimmung übergeben wurde, war dies letztlich auch ein sichtbares Zeichen, daß diese Krise überwunden war.

Der Tradition nach hatte die Hausgenossin Lotte Merkh das Haus entworfen. Das war ganz im Sinne Gustav Werners, der der Meinung war, daß Praktiker, geübt im Umgang mit den späteren Benützern, ganz entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung haben mußten. Damit war auch gewährleistet, daß seiner Auffassung, daß der Familienerziehung nichts Gleichwertiges an die Seite gestellt werden könne, Rechnung getragen wurde. Diesem Erziehungsideal entsprach dann auch die innere Ordnung des Hauses, in dem man familienähnlich zusammenlebte.

Die im Kinderhaus untergebrachte Bruderhauschule war eine Heimschule für normal begabte Kinder. Neben den Kindern aus dem Bruderhaus, die auch im Haus wohnten, wurden die Kinder der Mitarbeiter und Kinder aus der Stadt unterrichtet.

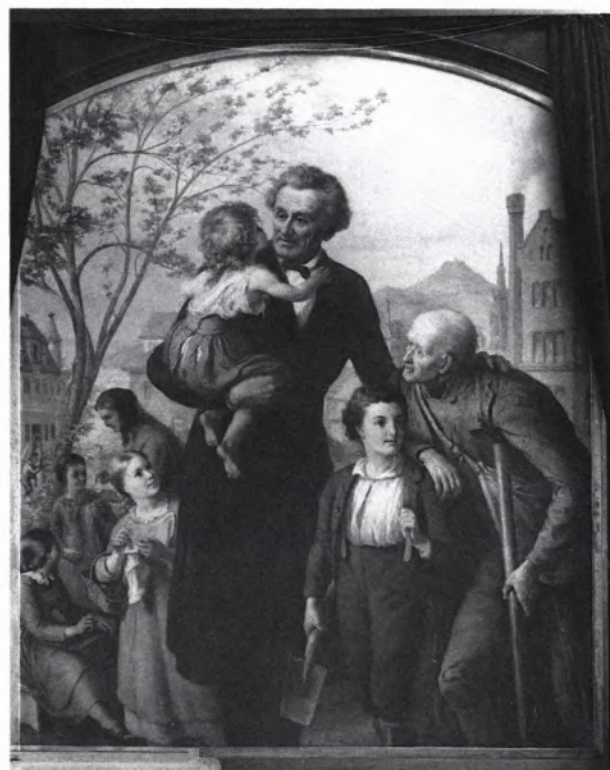
Beim Kinderhaus handelt es sich um einen dreigeschossigen Backsteinbau mit Walmdach und seitlichen dreieinhalbgeschossigen Satteldachquerbauten, die in den Längsfassaden leicht vorspringen. Das Gebäude entspricht in seinem äußeren Erscheinungsbild den sogenannten Anstaltsbauten der Zeit: relativ geschlossene Baukörper mit Backsteinfassaden und sparsamen historisierenden, in diesem Fall gotisierenden Details in der Gliederung.

Die Grundrisse in den drei Geschossen waren alle gleich. Über den Eingang in der Mitte, der zunächst in das offene Treppenhaus führte, gelangte man in den längsrechteckigen Öhrn, von dem aus alle Räume betretbar sind. Im Erdgeschoß, gegenüber dem Eingang, waren ursprünglich der Speisesaal, in den Querbauten jeweils zwei Schulsäle, rechts und links vom Treppenhaus Toiletten. Im ersten und zweiten Obergeschoß waren über dem Speisesaal kleinere Räume für Erzieher, Lehrer, Hauseltern, über den Schulräumen Schulsäle bzw. Aufenthaltsräume. Eine Besonderheit und ein heute noch vorhandenes Detail im Kinderhaus sollen Erwähnung finden, da dies ganz vorzüglich die Einstellung Gustav Werners zu den Kindern dokumentiert. Im Kellergeschoß befand sich ein Badebassin (1881), und noch heute kann man die gußeisernen Dornen auf den Handläufen des Treppenhauses sehen – Gustav Werner kannte eben Kinder.

Alle Bauten, die Gustav Werner vorher und nachher bauen ließ, waren kleiner, unscheinbarer. Offenbar sollte hier mit dem Kinderhaus ein Bau erstellt werden, der die Mitte der Mutteranstalt und damit des ganzen Werkes bildete. Damit schloß sich aber auch gleichsam ein Kreis, der mit der Gründung einer Kleinkinderschule 1837 in Walddorf begonnen hatte. Dieser herausragenden Bedeutung entspricht auch, daß das Kinderhaus das einzige Bauwerk war, dessen Grundstein Gustav Werner legte und zu dessen Eröffnung er eine Rede hielt. Im Betsaal, der 1925 an der Rückseite des Kinderhauses angebaut wurde, befinden sich zwei in ganz Württemberg bekannte Bilder des ehemaligen Anstaltszöglings und Malers Robert Heck (1831–1889), welche ebenfalls diese beiden Situationen im Leben Gustav Werners überliefern. „Die Scheunenpredigt“ im Auftrag König Wilhelm I. von Württemberg gemalt, zeigt Gustav Werner als jungen Vikar, der angefeindet von der Amtskirche, in Ställen und Scheunen seine Erbau-



4 „DIE SCHEUNENPREDIGT“, Gemälde von Robert Heck, zeigt Gustav Werner als jungen Vikar.



5 GUSTAV WERNER im Kreise seiner Betreuten. Im Hintergrund sind die Bauten der Mutteranstalt zu sehen.

ungsstunden abhalten mußte. Das andere, heute im Besitz der Staatsgalerie in Stuttgart, wurde ihm an seinem (letzten) Geburtstag 1887 von Hausgenossen geschenkt. Es stellt Gustav Werner im Kreise seiner Betreuten dar. Im Hintergrund befinden sich Bauten der Mutteranstalt, das bereits abgerissene Mutterhaus, das Haus Gotteshilfe, der Fabrikschlot der Papiermaschinenfabrik sowie das Kinderhaus.



Das Krankenhäusle 1886

Nicht weit hinter dem Kinderhaus steht ein zweigeschossiger kleinerer Klinkerbau mit Satteldach und seitlichen Satteldachquerbauten, dem Kinderhaus nicht unähnlich, doch in der Gestaltung noch unscheinbarer. Hier ist Gustav Werner 1887 gestorben.

Kulturdenkmaleigenschaft

Nach Auffassung des Landesdenkmalamtes handelt es sich beim Krankenhaus um ein Kulturdenkmal nach § 2 des Denkmalschutzgesetzes. Dem Kinderhaus jedoch kommt aus folgenden Gründen eine besondere Bedeutung nach § 12 des Denkmalschutzgesetzes zu:

Es ist das älteste der zu Lebzeiten Gustav Werners errichteten Gebäude, das erhalten blieb.

Es ist das einzige, zu dem er persönlich den Grundstein legte und zu dessen Eröffnung er eine Rede hielt, die überliefert ist.

Es verdeutlicht aufgrund seiner Funktion als Kinderhaus einen besonders wichtigen Teil seines Lebenswerkes. Es knüpft an die Anfänge seines Wirkens in Waldorf an.

Es hat daher besondere Aussagekraft für das Leben und Wirken Gustav Werners. Dies zeigt sich auch in der Größe des Gebäudes und in seiner – gegenüber dem Krankenhaus – anspruchsvolleren Gestaltung.

Das denkmalschutzrechtliche Verfahren

Nachdem die Papiermaschinenfabrik „Zum Bruderhaus“ in finanzielle Schwierigkeiten geraten war, erwarb Ende des Jahres 1984 die Stadt Reutlingen das Gelände mit den Fabrikbauten und den Häusern für soziale Einrichtungen zwischen Ledergraben, Konrad-Adenauer-Straße, Eberhardstraße und Gustav-Werner-Straße. Die Stadt sah dadurch die Möglichkeit, auf diesem dann von Gebäuden leergeräumten Gelände direkt am westlichen Altstadtrand drängende städtische bzw. verkehrstechnische Probleme in Angriff nehmen zu können (Neubau eines Busbahnhofes, neue Verkehrsführung zwischen zwei Straßenknoten, Grünfläche für Altstadtbewohner, Kaufhaus- und Stadthallenneubau). Gleichzeitig mit der sofort intensiv begonnenen Über-

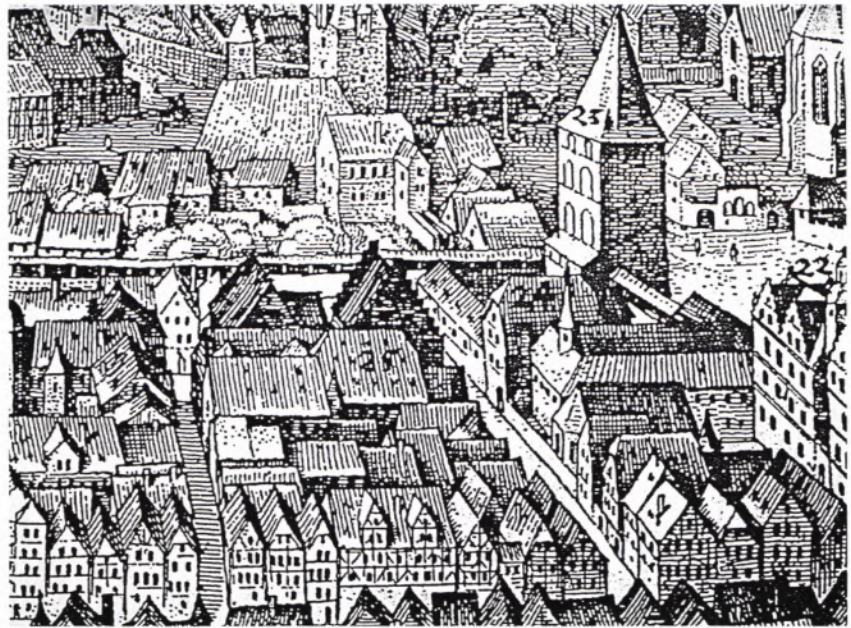
planung des Geländes auf seiten der Stadt hat sich auch das Landesdenkmalamt mit dem ehemaligen Bruderhausgelände beschäftigt. Im Frühjahr 1985 wurde die Kulturdenkmaleigenschaft für das Kinder- und das Krankenhaus zunächst mündlich gegenüber der Stadt erklärt, die auch Untere Denkmalschutzbehörde ist. Auf Wunsch der Stadt fand am 11. 9. 1985 ein Gespräch bei der Höheren Denkmalschutzbehörde, dem Regierungspräsidium, in Tübingen statt. Dabei wurden alle Beteiligten, Stadt Reutlingen, Gustav-Werner-Stiftung, Straßenbauamt und Landesdenkmalamt gehört. Ergebnis dieser Besprechung war der Beschluß, den Denkmalrat anzurufen. Dieser trat am 9. 12. 1985 in Reutlingen zusammen. Nach einer eingehenden Ortsbesichtigung und anschließenden Beratung, zunächst nur im Denkmalrat, dann mit der Höheren Denkmalschutzbehörde, räumte man den Anliegen der Stadt eine höhere Priorität ein, d. h. es erfolgte keine Eintragung des ehemaligen Kinderhauses in das Denkmaltbuch, das Kinderhaus ist sogar zum Abbruch vorgesehen; dies ist aus verkehrstechnischen Gründen notwendig, da hier eine sechsspurige Straße gebaut werden soll. Das ehemalige Krankenhaus und Sterbehäus Gustav Werners wird erhalten werden, geplant ist eine Gedenkstätte.

Mit diesem Beschluß hat sich eine Befürchtung Gustav Werners, dem zu Lebzeiten von der Stadt 1883 eine Straße gewidmet wurde und der 1884 zum Ehrenbürger ernannt wurde, erfüllt. Er sagte anlässlich der Grundsteinlegung am 25. 9. 1881: „... das kann ich nicht verbergen, daß unserer Sache viel Feinde drohen und daß viele böse Einflüsse jetzt schon auf dieselbe einwirken und nach Tod wohl noch mehr, so daß ich sehr viel Furcht und Angst habe, das Haus werde nicht bestehen; wie das auch viele aussprechen, zum Teil mit großer Entschiedenheit, daß es werde später des Feindes Beute werden und alles, was für Arme ist frei gestellt worden und für göttliche Zwecke, später für menschliche Zwecke werde verwendet werden.“

Ursula Schneider

*LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen*

1 ANSICHT von Heidelberg mit dem Hexenturm und dem Chor der Peterskirche im Hintergrund. Nach Matthäus Merian, 1621.



Dietrich Lutz: Archäologie und Stadtgeschichte in Heidelberg

Vorbemerkung

Heidelberg, dessen „historische“ Altstadt massenhaft Besucher aus aller Welt anlockt, verfügt, für den Uneingeweihten kaum verständlich, nur über wenige Zeugnisse seiner mittelalterlichen Geschichte. Dies ist vor allem eine Folge der zahlreichen Kriege des 17. Jahrhunderts, unter denen die Stadt besonders zu leiden hatte, und die in dem großen, beinahe alles vernichtenden Stadtbrand von 1693 gipfelte, dem auch das Stadtarchiv zum Opfer fiel, so daß heute allenfalls auswärtige Archive und das der Universität zur Verfügung stehen.

So kann es nicht verwundern, daß zumindest seit dem Zweiten Weltkrieg archäologische Beobachtungen – nahezu ausschließlich bei Tiefbauarbeiten gesammelt – ganz wesentlich zur Verbesserung der Kenntnis der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte Heidelbergs beigetragen haben. Die mittelalterliche Großstadt und ehemalige kurfürstliche Residenz, deren eigentliche Blütezeit die Renaissance war, wie die 1986 gezeigten Ausstellungen zur Bibliotheca Palatina und Renaissance in Südwestdeutschland deutlich machten, konnte deshalb des Interesses der Mittelalterarchäologie sicher sein, als ab Herbst 1985 in knappen Abständen drei große Bauvorhaben innerhalb der Kernstadt und in der Vorstadt (Abb. 2) zur Stellungnahme vorgelegt wurden, die eine Gesamtfläche von ca. 6000 Quadratmeter in stadthistorisch relevanten Zonen bis zum gewachsenen Untergrund auszuräumen drohten. Nach zum Teil langwierigen und zähen Verhandlungen, in denen die Erhaltung der Flächen nicht durchzusetzen war, wurden für alle drei Projekte Grabungsmodalitäten vereinbart, die, wie sich rasch zeigen sollte, zwar zu knappen Fristen vorsahen, aber wenigstens die Möglichkeit boten, an drei Stellen Befunde und Funde zu erheben.

Ab September 1986 begannen die Grabungen auf dem Kornmarkt, im Hof der Universität und auf dem Gelände des Erweiterungsbaues für das Kurpfälzische Museum, letzteres betreut vom Leiter der archäologischen Abteilung dieses Hauses, Herrn Dr. B. Heukemes. Sie

wurden während des ganzen, strengen Winters 1986/87 fortgesetzt und im Februar (Kurpfälzisches Museum) beziehungsweise August (Kornmarkt) und September 1987 (Universität) beendet. Obwohl es auf allen Baustellen gelang, die zunächst vereinbarten Fristen zu verlängern, war es an keiner Stelle möglich, die gesamten Flächen zu untersuchen, so daß Restbereiche bis zu einem Drittel der jeweiligen Gesamtfläche der Planieraupe überlassen werden mußten.

Historische Ausgangssituation

Heidelberg entstand in Anlehnung an die Burg auf dem Schloßberg in wenig siedlungsgünstiger Lage an der Grenze zwischen dem Altsiedelland des Neckarmündungsgebietes und dem Ausbualand des Odenwaldes. Eingezwängt zwischen den Neckar im Norden und den Hang des Gaisberges im Süden, blieb nur ein schmaler Geländestreifen zur Besiedlung frei, der allenfalls nach Westen zur Rheinebene hin Erweiterungsmöglichkeiten bot.

So blieb denn auch das Gebiet des späteren Stadtkerns bis ins 11. Jahrhundert weitgehend siedlungsfrei, da die älteren Orte, wie z. B. Handschuhsheim, Kirchheim und Rohrbach weiter draußen am Rand der fruchtbaren Ebene entstanden. Allenfalls eine kleine, wohl hauptsächlich von Fischern bewohnte Siedlung in der Nähe des Karlstores bei der ehemaligen Herrenmühle könnte zeitlich weiter zurückreichen, doch fehlen hierfür bislang sichere Belege.

Die Situation änderte sich vermutlich erst, als in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts die Burg auf dem Schloßberg gebaut wurde. Sie zog bald auch die Gründung einer Siedlung nach sich, deren genaue Lage und Qualität mangels entsprechender Quellen bislang weitgehend unbekannt war.

Den Schriftquellen, die aus den obengenannten Gründen kaum hinreichende Aufschlüsse liefern können, lassen sich folgende Tatsachen entnehmen:

Um 1190 muß die Burg bestanden haben.

1196 wird ein Pfarrer für die außerhalb der späteren Stadt am Ausgang des Klingenbachs ins Neckartal gelegene Peterskirche genannt.

Um 1225 kann das Bestehen der Stadt Heidelberg sicher vorausgesetzt werden.

Damit ergibt sich für die Zeit zwischen vermuteten ersten Ansiedlungsbemühungen im Stadtgebiet und sicheren Quellenbelegen hierfür eine Lücke von gut einhundert Jahren, die nur durch archäologische Funde geschlossen werden kann. Letzteres gilt in abgeschwächter Form auch für spätere Zeiten, da die Quellenlage durch den Verlust der meisten Archivalien beim großen Brand von 1693 mehr als prekär ist. Dies ist vermutlich mit ein Grund, weshalb Heidelberg bis heute keine umfassende Darstellung seiner Geschichte erfahren hat, wohingegen z. B. die Geschichte der Universität, deren Archiv die Zeit weitgehend unbeschadet überdauert hat, von verschiedenen Seiten beleuchtet wurde.

Die Gefahren für die archäologischen Quellen

Die Gefahren, denen die archäologischen Quellen gerade in Städten ausgesetzt sind, wurden in jüngster Zeit mehrfach beschrieben (vgl. Nachrichtenblatt 14, 1985, 76 ff. und 16, 1987, 14 ff.), weshalb hier nur ein spezieller Aspekt ausführlicher erörtert werden soll.

Es handelt sich um die Plätze in alten Städten, die vielfach erst im Laufe der Stadtentwicklung entstanden sind und deshalb – störungsfreie Erhaltung vorausgesetzt – ältere Entwicklungsstufen in besonderem Maße konservieren. Zudem stellen sie an vielen Orten die einzigen Freiflächen dar, aus denen archäologische Aufschlüsse in größerem Zusammenhang gewonnen werden können. Da viele Plätze darüber hinaus häufig auch noch an stadthistorisch neuralgischen Punkten liegen, muß ihre Erhaltung beziehungsweise Erforschung für die archäologische Denkmalpflege erste Priorität haben. Dies um so mehr, als diese Freiräume auf Stadtplaner unserer Tage geradezu magische Anziehungskraft auszuüben scheinen, wie sich auch am Beispiel Heidebergs recht gut zeigen läßt.

In der hochmittelalterlichen Kernstadt (Abb. 2) gibt es heute vier Plätze, deren Geschichte im folgenden kurz vorgestellt werden soll.

1. Universitätsplatz mit Hof der Neuen Universität

Auf dem Platz stand vom späten 13. bis etwa zur Mitte des 16. Jahrhunderts ein Kloster der Augustiner-Eremiten. Erste archäologische Untersuchungen fanden um und nach 1900 statt und wurden im Kunstdenkmälerinventar Heidelberg veröffentlicht. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Platz, ohne daß systematische Beobachtungen möglich gewesen wären, mehrfach von Leitungsgräben durchschnitten, wobei teilweise die älteren Befunde zur Klausur nochmals aufgedeckt wurden. Das bis dahin weitgehend freigebliebene Gelände im Innenhof der Neuen Universität, das mit dem noch erhaltenen Hexenturm zugleich die Südwestecke der ersten bekannten Stadtbefestigung bildet, soll ab Herbst 1987 für ein unterirdisches Büchermagazin der Universitätsbibliothek mehrgeschossig unterkellert werden.

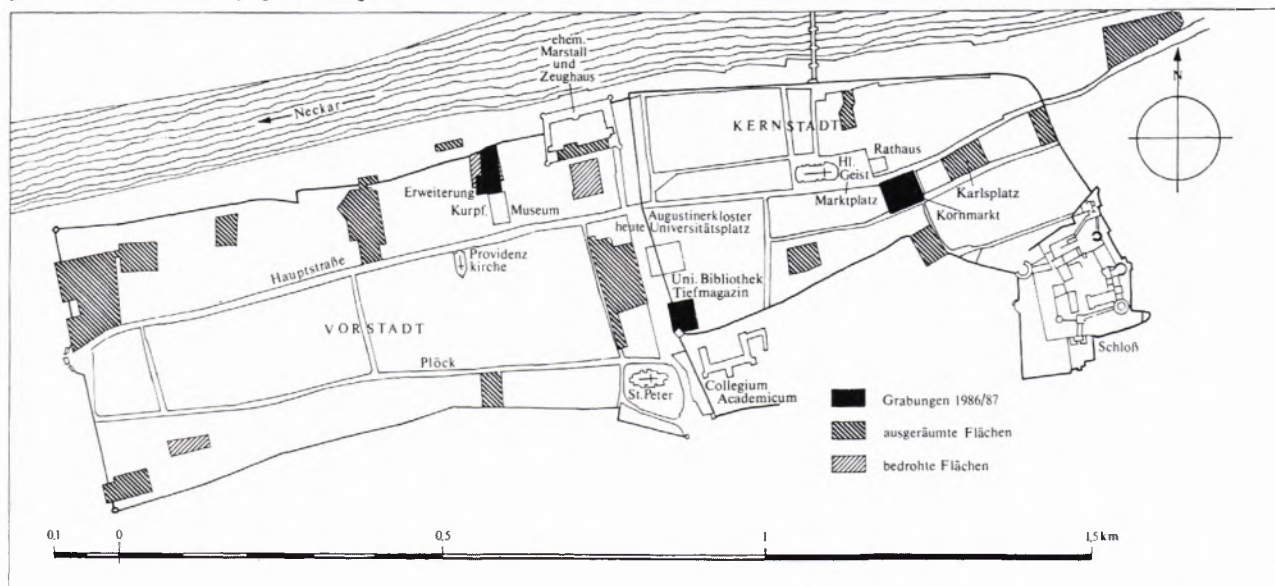
2. Der Marktplatz

Er scheint von Anfang an das Zentrum der Stadt gewesen zu sein, das im Süden an die Hauptstraße grenzte und mit Rathaus im Osten und Heilig-Geist-Kirche im Westen deutlich die Stadtmitte hervorhob. Von hier aus führte über die Steingasse der Zugang zur ab dem späten 13. Jahrhundert gesicherten Neckarbrücke. Außer den üblichen Leitungstrassen sind hier bislang keine tiefgreifenden Störungen bekannt geworden und derzeit auch nicht geplant. Archäologische Aufschlüsse hierzu fehlen ebenfalls.

3. Der Kornmarkt mit dem ehemaligen Hotel Prinz Carl

Der spätere Kornmarkt war nachweislich seit 1290 (vermutlich schon vorher) Standort eines von Kurfürst und Stadt gemeinsam unterhaltenen Spitals, das 1556 von hier in das aufgelassene Dominikanerkloster verlegt wurde. Die freiwerdenden Gebäude wurden noch unterschiedlich lang für andere Zwecke genutzt, bevor der Ostteil des Geländes nach und nach für den in barok-

2 ÜBERSICHTSPLAN der Stadt Heidelberg mit Eintragung der Grabungen 1986/87 sowie der Flächen, die bereits tiefgreifend ausgeräumt bzw. durch künftige Planungen bedroht sind.



ken Formen angelegten Kornmarkt geräumt wurde, während der Westteil bis zur Oberbadgasse im 18. und 19. Jahrhundert zum Hotel Prinz Carl zusammengefaßt wurde. Der Platz war mit Ausnahme einiger Leitungstrassen bis 1977 weitgehend ungestört, er wird seit Sommer 1987 für den Neubau des Technischen Rathauses, verbunden mit einer Tiefgarage, ca. 10 m tief ausgebagert.

4. Der Karlsplatz

Das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstandene und zunächst außerhalb errichtete älteste Kloster der Stadt wurde um 1320 verlegt und auf dem heutigen Karlsplatz neu errichtet. Nach wechselvoller Geschichte stand es zu Beginn des 19. Jahrhunderts leer und wurde auf Abbruch verkauft. Der damals entstandene Platz wurde 1977 für eine Tiefgarage ausgeräumt, wobei es immerhin möglich war, Teile des Klosters und der darunterliegenden Vorgängerbesiedlung zu untersuchen.

Wir müssen also feststellen, daß von den vier wichtigen Plätzen innerhalb der stauferzeitlichen Gründungsstadt in den letzten zehn Jahren zwei völlig und einer zu wesentlichen Teilen ihres historischen Untergrundes beraubt wurden. Hinzu kommt, daß – neben anderen Baumaßnahmen – Ende 1986 für die Erweiterung des Kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg in der Vorstadt des 14./15. Jahrhunderts nahe dem Neckarufener und auf dem Gelände des ehemaligen kurpfälzischen Bau- und Holzhofes auf annähernd 2000 Quadratmeter Fläche eine Tiefgarage erstellt wurde. Auch hier gelang es nur unter großen Mühen, eine vorherige archäologische Untersuchung durchzusetzen. Sie wurde, wie bereits erwähnt, vom Leiter der archäologischen Abteilung des Kurpfälzischen Museums betreut und kann allenfalls als äußerste Notmaßnahme unter schwierigsten Bedingungen angesprochen werden.

Da bei allen genannten Vorhaben wertvolle Denkmäler mehr oder minder unkontrolliert zerstört wurden, kann diese Entwicklung unter denkmalpflegerischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkten nur als großer Verlust angesprochen werden, den auch noch so spektakuläre Erfolge bei einzelnen Untersuchungen nicht wettzumachen vermögen.

Der Innenhof der Neuen Universität

Die Fläche unmittelbar hinter der Stadtmauer in der Südwestecke der Stadt war, wie ältere Stadtansichten zeigen (Abb. 1), zumindest seit dem Spätmittelalter nicht bebaut und damit als archäologisches Denkmal besonders wertvoll. Andererseits erschien dies als überdurchschnittlich aussichtsreich für die archäologische Erforschung des Platzes, nachdem der Beschluß zum Bau des unterirdischen Büchermagazins nicht mehr zu korrigieren war.

Es bestand hier vor allem die Hoffnung, Aufschlüsse über das Verhältnis der Siedlung um die Peterskirche zur sich entwickelnden Stadt zu gewinnen, deren zumindest zeitweiliges Nebeneinander von der Stadtgeschichtsforschung mangels hinreichender Quellenbelege bisher nicht geklärt werden konnte. Weiterhin war zu erwarten, zur Entwicklung der Stadt und ihrer Befestigung neue Kenntnisse zu erwerben.

Nach Abschluß der Feldarbeit Ende September 1987, die durch nötige Bauarbeiten und die Witterung zeit-

weilig erheblich beeinträchtigt wurde, kann hier allenfalls ein vorläufiges Ergebnis skizziert werden.

Die Siedlung um die Peterskirche bestand etwa ab 1100. Sie hatte ihren Kern vermutlich weiter südlich im Tal des Klingebachs und reichte nur teilweise und mit deutlich abnehmender Tendenz auf das Gebiet der späteren Stadt. An Bauspuren fanden sich vor allem verschiedene größere und kleinere Gruben, die nur zum Teil als Pfostengruben anzusprechen sind. Zumindest Teile der Siedlung wurden bei einem größeren Brand zerstört, denn es konnte ein deutlich ausgeprägter Brandhorizont festgestellt werden, der viel verziegelten Hüttenlehm und eine große Zahl von Becherkachelfragmenten aus dem späten 12. Jahrhundert enthielt. Besonders letztere deuten darauf hin, daß die Siedlung bereits eine gewisse Qualität hatte, da ofenbeheizte Räume, wie sie die Kachelfunde voraussetzen, in dieser Zeit sonst nur auf Burgen und in städtischem Milieu auftreten.

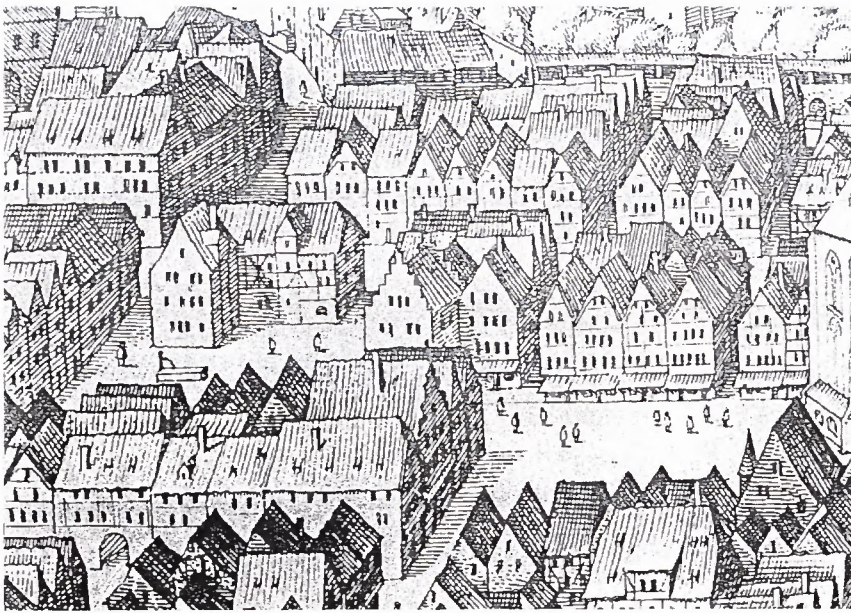
Ein mehr als einen Meter breites, in der Technik des Fischgrätmauerwerks trocken verlegtes Fundament kann nicht mit Sicherheit dieser Periode zugerechnet werden, obwohl es vom Habitus her durchaus in die Zeit passen könnte. Andererseits spricht wenig dafür, es als einen Vorläufer der Stadtbefestigung anzusprechen, da es im Süden mit einer deutlich als beabsichtigt zu erkennenden Kante oder Ecke endet.

Obwohl die wenigen Befunde und Funde nur eine vorsichtige Einordnung erlauben, weisen die Becherkacheln und die übrigen Fundstücke darauf hin, daß wir es hier nicht mit einer ganz unbedeutenden Ansiedlung zu tun haben. Am ehesten wird man sie als Burgweiler zu der ab dem späten 11. Jahrhundert anzunehmenden Burg auf dem Schloßberg ansprechen dürfen, deren Bewohner bereits einen stadähnlichen Lebensstandard hatten. Damit gibt sie sich deutlicher denn bisher als Vorgänger der späteren Stadt zu erkennen, worauf ja auch die bis ins 14. Jahrhundert bestehende Vorrangstellung der Peterskirche als Pfarrkirche der Stadt hinweist.

Nach der Stadtgründung und Errichtung der Stadtmau-

3 GRABUNG *Universitätsbibliothek, Blick in den außergewöhnlich tiefen Keller, ca. 16. Jh.*





4 STADTANSICHT von Heidelberg mit Marktplatz und links dahinter mit dem Kornmarkt sowie Teilen des noch stehenden Spitals. Nach Matthäus Merian, 1621.

er mit dem Hexenturm in der Südwestecke blieb die Fläche unmittelbar hinter der Mauer zunächst und in Teilen bis weit in die Neuzeit hinein unbebaut. Lediglich in der Nordwestecke wurde im Spätmittelalter, wohl in Anlehnung an den Südflügel der Klausur, ein relativ großer und extrem tiefer Keller angelegt, über dessen Funktion keine Anhaltspunkte zu gewinnen waren (Abb. 3). Über ihm stand ein bescheidener Bau, von dem sich geringe Fundamentspuren ermitteln ließen. Der Keller wurde nach einem Umbau im 16. Jahrhundert im 17. aufgegeben und zugeschüttet, wobei zahlreiche Lederreste unbekannter Herkunft in die Füllung gelangten.

Am Südostrand des Klostergeländes, zur heutigen Augustinergasse hin, entstanden im späten 13. und 14. Jahrhundert eine Reihe von Gruben und Kleinbauten, die deutliche Spuren von Handwerkstätigkeit, z. B. Schmiede usw., erkennen ließen. Es sieht so aus, als habe das Kloster hier die Werkstätten unterhalten, die es zum Betrieb seiner Klosterwirtschaft brauchte. Der Nordostteil wurde im 18. und 19. Jahrhundert vor allem beim Bau des ersten Museums so tiefgreifend verändert, daß hier keine Aufschlüsse mehr zu gewinnen waren.

Das Fundspektrum weist vor allem Handwerksabfälle und Keramikbruch vom 12. bis zum 18. Jahrhundert auf, worunter sich etliche herausragende Stücke befinden, die den Wohlstand des Klosters belegen, wenn gleich die Hauptmenge des klösterlichen Abfalls offenkundig an anderer Stelle abgelagert wurde.

Der Kornmarkt mit Hotel Prinz Carl

Die Lage zwischen Marktplatz mit Rathaus und Heilig-Geist-Kirche und der Burg (heute Schloßruine) am Beginn des Schloßberges macht diesen Platz zu einem der historisch wertvollsten Bereiche innerhalb der Stadt. Deshalb bemühte sich die archäologische Denkmalpflege hier von Anfang an, die Unterkellerung des Platzes zu verhindern. Im Abwägungsprozeß einigten sich jedoch die Stadt Heidelberg als Bauherr und das Regierungspräsidium Karlsruhe als obere Denkmalschutzbehörde auf eine Bebauung des Platzes bei gleichzeitiger Festsetzung einer Grabungsfrist von neun Monaten, die

nachträglich durch das Entgegenkommen der Stadt auf zwölf verlängert wurde.

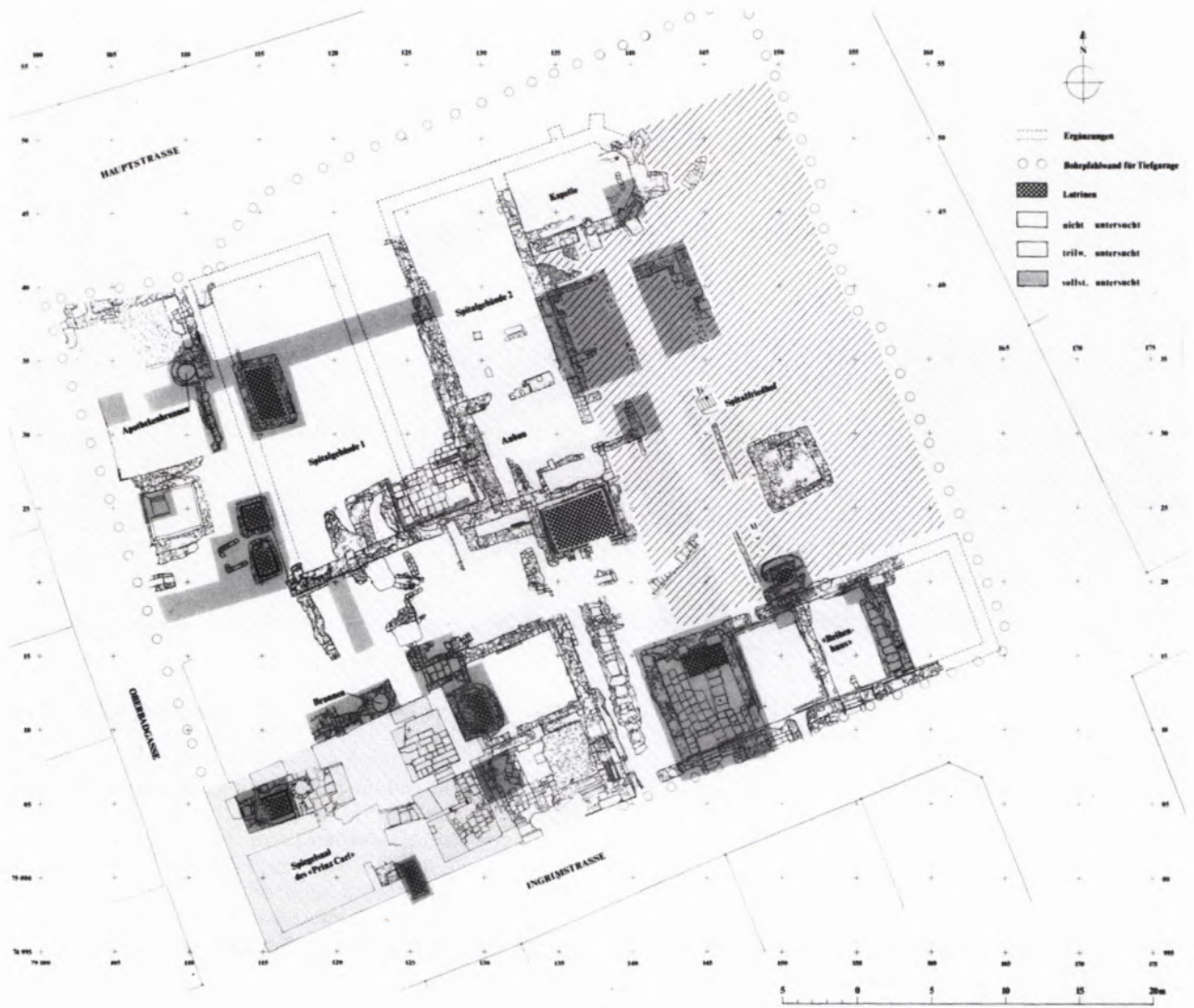
Aus der Sicht der Stadtgeschichtsforschung waren es vor allem folgende Punkte, deren Aufhellung durch die Grabung versucht werden sollte:

1. Art und Umfang der Besiedlung des Platzes vor der Spitalgründung.
2. Nahm das Spital den gesamten Platz ein, oder gab es daneben auf der Fläche noch Teile der bürgerlichen Stadt?
3. Die bauliche Entwicklung des Spitals und gegebenenfalls weiterer Bauten.
4. Die Stufen der nachmittelalterlichen Umformung des Geländes bis zur Anlage des barocken Platzes beziehungsweise der Errichtung des „Prinzen Carl“.

Die Möglichkeiten zur Beantwortung dieser Fragen waren dadurch eingeschränkt, daß zum Teil bis in jüngste Zeit durch Leitungstrassen und Teilaushub unter dem „Prinz Carl“ Befunde beseitigt worden waren. Dennoch blieb soviel erhalten, daß die Entwicklung wenigstens in Teilbereichen recht gut ermittelt werden konnte. Dabei kamen uns an einigen Stellen die sehr tief reichenden Fäkaliengruben zu Hilfe, wodurch zumindest die Lage einzelner Hausplätze festgestellt werden konnte.

Die Feldarbeit mußte Ende August 1987 beendet werden, ohne daß alle Befunde, die durch die nachfolgende Bebauung zerstört werden, erhoben werden konnten. Die Auswertung, vor allem des äußerst umfangreichen Fundmaterials, hat gerade erst begonnen, dennoch soll im folgenden versucht werden, ein erstes Resümee zu ziehen.

Die Besiedlung der Fläche vor der Spitalgründung ließ sich nur durch sehr wenige Befunde und Funde belegen, da die Mehrheit durch die nachfolgende Entwicklung beseitigt wurde. Soweit ersichtlich, handelte es sich ausschließlich um minimale Reste von Holzbauten, die mit Hilfe der in den zugehörigen Schichten gefundenen Keramik um oder nach 1200 zu datieren und damit um einiges jünger sind als die Reste im Hof der Neuen Universität. Aussagen zur Struktur erlauben die wenigen Reste nicht, jedoch war zur Zeit der Spitalgründung der bis heute bestehende Stadtgrundriß be-



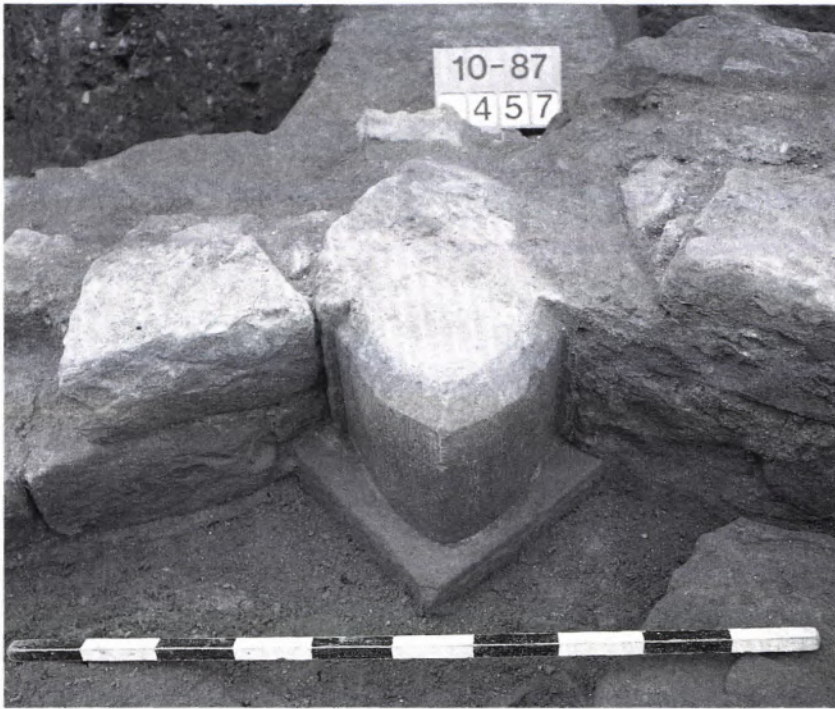
5 PLAN der Grabungsbefunde am Kornmarkt mit Eintragung der unterschiedlich intensiv durchführbaren Untersuchungen. Wesentliche Befunde konnten aus Zeitmangel nur teilweise untersucht werden.



6 BLICK auf einige Fäkaliengruben, die zur Bebauung entlang der Oberbadgasse gehörten, in unterschiedlichen Stadien ihrer Freilegung. ▷

reits gegeben. Es darf daher vermutet werden, daß er von Anfang an in dieser Form angelegt wurde. Das Spital nahm den gesamten Kornmarkt und etwa die Osthälfte des späteren „Prinz Carl“ ein. Lediglich nach Westen hin zur Oberbadgasse blieb ein Streifen ausgenommen, der zumindest ab dem Spätmittelalter

mit einer Häuserzeile besetzt war. Soweit noch feststellbar, waren die unterschiedlich breiten Parzellen weitgehend überbaut (Abb. 5). Bei der Ermittlung der Strukturen der Oberbadgassenbebauung waren die tief in den gewachsenen Untergrund abgetäufelten Fäkaliengruben von großer Bedeu-



7 BASIS für einen Gewölbedienst der Spitalkapelle, dessen Form auf eine Entstehungszeit um 1300 hinweist.

tung. Sie wiesen ein nahezu identisches Erscheinungsbild auf, was möglicherweise auf eine städtische Bauvorschrift zurückzuführen ist. Es handelte sich um rechteckige, gemauerte Gruben, die vielfach auf einem hölzernen Schwellenkranz saßen, was uns die Hoffnung gibt, die Errichtung wenigstens einiger von ihnen mit Hilfe der Dendrochronologie genau ermitteln zu können. Im Mauerwerk fanden sich mehrere Reihen von Öffnungen, die vermutlich das Versickern flüssiger Teile des Inhalts ermöglichen sollten. Den oberen Ab-

schluß bildeten Tonnengewölbe mit senkrechten Einlaufschächten.

Mit einer Ausnahme befanden sich die Gruben in den Häusern, zum Teil unter den Kellern, so daß hieraus indirekt die Zahl und Lage der Häuser an der Oberbadgasse erschlossen werden kann. Sie waren zur Entleerung gedacht und ließen in ihren Verfüllungen teilweise noch die Spuren vorhergehender Säuberungen erkennen. Sie waren mit einem Gemisch aus Fäkalien, Bauschutt und Abfällen aller Art gefüllt, das uns eine große



8 AUSSCHNITT aus dem dicht belegten Spitalfriedhof mit geosteten Gräbern, bei denen teilweise die Holzsäрге noch sehr gut erhalten sind.

Menge zum Teil exzellent erhaltenen Fundmaterials bescherte.

Die Bauten des Spitals waren großenteils noch feststellbar, lediglich im Südwesten, wo der allein erhaltene Spiegelsaal des „Prinz Carl“ steht, können Nebengebäude gestanden haben, die der Untersuchung entzogen waren.

Auf der Nordwestecke des Spitalgeländes stand ein verhältnismäßig großer Bau von etwa 11,3 auf 16,2 m Grundfläche mit der Giebelseite zur Hauptstraße hin. Er war aus wenig über handquadergroßen, sauber zugerichteten Sandsteinen sorgfältig in Zweischalenmauerwerk errichtet, wobei als Bindemittel ein charakteristischer Kiesmörtel verwendet wurde. Seine Raumaufteilung war nicht mehr zu erkennen, lediglich nahe der Nordwestecke reichte eine große Fäkaliengrube weit unter das Kellerniveau. Dieser Bau gehörte zu den mit am längsten erhalten gebliebenen Teilen des Spitals, denn er ist auf Merians Stadtansicht von 1621 noch mit einem mächtigen Stufengiebel dargestellt und damit als eines der bedeutendsten Gebäude um den Marktplatz zu erkennen.

Nach Osten hin folgte ein zweiter Baukörper ähnlichen Zuschnitts und mit äußeren Abmessungen von ca. 15,5 auf 11 m, der nur durch eine etwa 1,2 m breite Traufgasse von Bau 1 getrennt war. An ihn war im Süden nachträglich ein kleinerer Anbau von 7,3 m Tiefe angefügt worden, an den wiederum außen eine ungewöhnlich große Fäkaliengrube (4,3 auf 3,5 m Grundfläche) angebaut wurde, die die bislang ältesten Funde der Spitalzeit enthielt.

In der Flucht der Hauptstraße war an den zweiten Bau eine kleine, einschiffige und einjochige Kapelle mit 5/8-Chor, -Vorlagen für Dienste und Reste von Strebe-

pfeilern so angefügt, daß die Westwand der Kapelle zugleich Teil der Ostwand dieses Gebäudes war (Abb. 5). Neben der Tür vom Spitalgebäude her besaßen sie einen Ausgang in den südlich anschließenden Spitalfriedhof. Weiterhin konnten im Chor die Fundamente eines Altars und davor einige Sargbestattungen festgestellt werden. Die Abmessungen der Kapelle waren mit 5,3 auf 8 m im Licht so gering, daß im Grunde kaum alle Spitalinsassen darin je Platz finden konnten, weshalb vielleicht die Vermutung geäußert werden darf, daß sie nur für die Kranken gedacht war.

Die wenigen erhaltenen Zierglieder der Kapelle (Abb. 7) erlauben deren Datierung in die Zeit um 1300, also nur wenig nach der ersten Erwähnung des Spitals. Daraus kann gefolgert werden, daß die Reihe der bislang beschriebenen Bauten, die zumindest bautechnisch aufeinandergefolgt sein müssen, bereits kurze Zeit nach der Gründung rasch nacheinander errichtet wurden. Sie scheinen auch den Kern des Spitals dargestellt zu haben, wie die zu beiden Gebäuden gehörigen Latrinen erkennen lassen. Dabei nahm der zweite Bau möglicherweise die kranken Insassen auf, die zur Teilnahme am Gottesdienst das Haus nicht mehr verlassen konnten.

Den Ost- und Südteil des Spitalgeländes bis zur Ingrimstraße nahm zunächst der Spitalfriedhof ein, bevor er durch einen großen Bau entlang der Südflucht verkleinert wurde. Er war ausgesprochen dicht belegt, wobei wir an einigen Stellen bis zu sieben Bestattungen übereinander feststellen konnten. Insgesamt rechnen wir mit ca. 700 Bestattungen, von denen 278 geborgen werden konnten, während die restlichen der Planierraupe überlassen werden mußten. Soweit es ohne intensivere Untersuchungen vor Ort zu beurteilen war, wurden hier Menschen aller Altersstufen bestattet, wobei vor allem



9 BLICK auf das „Reihenhaus“ am Südrand des Spitalgeländes, zur Ingrimstraße hin. Im Vordergrund links die Einzelschächte einer Latrine, dahinter gestaffelt die Trennwände der einzelnen „Wohnungen“, außerhalb im Norden ein Brunnen angebaut, der nachträglich als Latrine verwandt wurde.



10 ARZNEIGEFÄSSE aus dem Brunnen der Apotheke. Sie stammen aus dem 17. Jahrhundert.

verschiedene Säuglingsskelette nahelegen, daß das Spital auch von Wöchnerinnen aufgesucht wurde. Die Skelette der hier Bestatteten waren großenteils gut bis sehr gut erhalten, weshalb wir versucht haben, eine möglichst große Anzahl zu bergen, um sie der medizinisch-geschichtlichen Forschung zur Verfügung zu stellen, die bisher aus Südwestdeutschland nur über wenig gut dokumentiertes Material verfügt. Da zum Teil auch die Bretter der Särge erhalten blieben, wird es vielleicht sogar möglich sein, einige Bestattungen absolut zu datieren.

Zu einem im Moment noch nicht genau eingrenzbaeren Zeitpunkt wurde im Süden entlang der Ingramstraße ein schmales, langes Gebäude errichtet (Abb. 9), wobei im Zuge der Ausschachtung für die Fundamente Teile des Friedhofs beseitigt wurden. Es war in wenigstens vier Einheiten unterteilt, die dem Ganzen den Charakter eines Reihenhauses gaben. Die einzelnen Teile waren mit quergestellten Wölbkellern ausgestattet, von denen in zwei nachträglich Fäkalien gruben eingebaut wurden, die wiederum die Abfälle von je zwei Wohneinheiten aufnehmen konnten. Die Gruben wurden wohl Anfang des 16. Jahrhunderts mit einem Überlauf versehen, der in eine Art von Kanalisation zur Ingramstraße hin entwässerte.

Dieses Gebäude ist möglicherweise als Altersheim für wohlhabendere Bürger anzusehen, die einerseits zwar ihren eigenen Hausstand (evtl. sogar mit Dienstboten) behalten, andererseits aber auch die Fürsorgemöglichkeiten eines Spitals nicht missen wollten. Ein ähnlicher Bau steht noch im Spital zu Rothenburg o. T. Ob der Spitalbau von Hayingen, Lkr. Reutlingen (vgl. Nachrichtenblatt 12, 1983, 20–22) ebenfalls zu dieser Gruppe gehört, müßte noch geprüft werden.

Aufschlüsse zu den Vorgängen nach der Verlegung des Spitals konnten nur lückenhaft erfaßt werden, da hier jüngere Eingriffe einiges zerstört haben. Es sieht jedoch so aus, als sei ein Großteil der Spitalbauten weiterbenutzt worden, wobei sie jetzt freilich anderen Zwecken dienten. Erst der Stadtbrand von 1693 mit seinen verheerenden Folgen schuf die Voraussetzungen für die Anlage des barocken Platzes, wie er bis 1977 bestand.



11 WEINSCHALEN (17. Jahrhundert), wertvolle Fayencen aus den Niederlanden.

Die Funde

Das vor allem aus den Fäkalien gruben geborgene Fundgut umfaßt hauptsächlich Keramik und Glas etwa der Zeit ab 1400 bis zum Stadtbrand von 1693, wobei das Schwergewicht deutlich bei dem Material des 16./17. Jahrhunderts liegt. Organische Reste wie Leder oder Holz wurden verhältnismäßig selten in die Gruben geworfen, Metallsachen fehlen nahezu völlig. Speiseabfälle dagegen sind reichlich enthalten.

Im wesentlichen können bereits jetzt anhand der Befunde wenigstens drei Hauptkomplexe unterschieden werden. Aus den Gruben, die noch spitalzeitliches Material enthalten, sind Aufschlüsse zu Ausstattung und Lebensstandard des Spitals zu erwarten. Die übrigen Gruben enthalten reichlich renaissancezeitliche Funde, die vor allem geeignet sind, Aufschlüsse über gehobene Bürgerhaushalte der Zeit zu geben. Und schließlich befand sich in einem aufgelassenen Brunnen der Apotheke an der Ecke Oberbadgasse/Hauptstraße das keramische und gläserne Inventar einer Offizin des 17. Jahrhunderts, wie es in dieser Vollständigkeit zumindest in Südwestdeutschland bislang seinesgleichen sucht.

Da die Auswertung der Funde eben erst begonnen hat, wäre es verfrüht, bereits jetzt gültige Schlüsse ziehen zu wollen. Dennoch sollen wenigstens einige Punkte angedeutet werden. Es zeichnet sich ab, daß der Besitz und die Verwendung von Glas zumindest in Städten wie Heidelberg um 1400 bereits gang und gäbe ist, wobei in der Menge der Funde immer wieder Sonderstücke oder Varianten festgestellt werden, die bisher nicht bekannt waren. Bei der Keramik fällt auf, daß die einheimische Ware viel stärker dominiert, als dies aufgrund der Stellung der Stadt in dieser Zeit zu vermuten wäre. Lediglich bei einigen Sondergefäßen und Stücken, die vielleicht zugleich als Verpackungsmaterial für hochwertige Güter (z. B. Apothekerrohstoffe) anzusprechen sind, treten auswärtige Erzeugnisse in größerer Zahl auf (Abb. 11).

Dr. Dietrich Lutz
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe

Julius Fekete: Die Michaelskirche in Stuttgart-Sillenbuch von Hans Herkommer

Der katholische Kirchenbau der frühen 50er Jahre in Württemberg

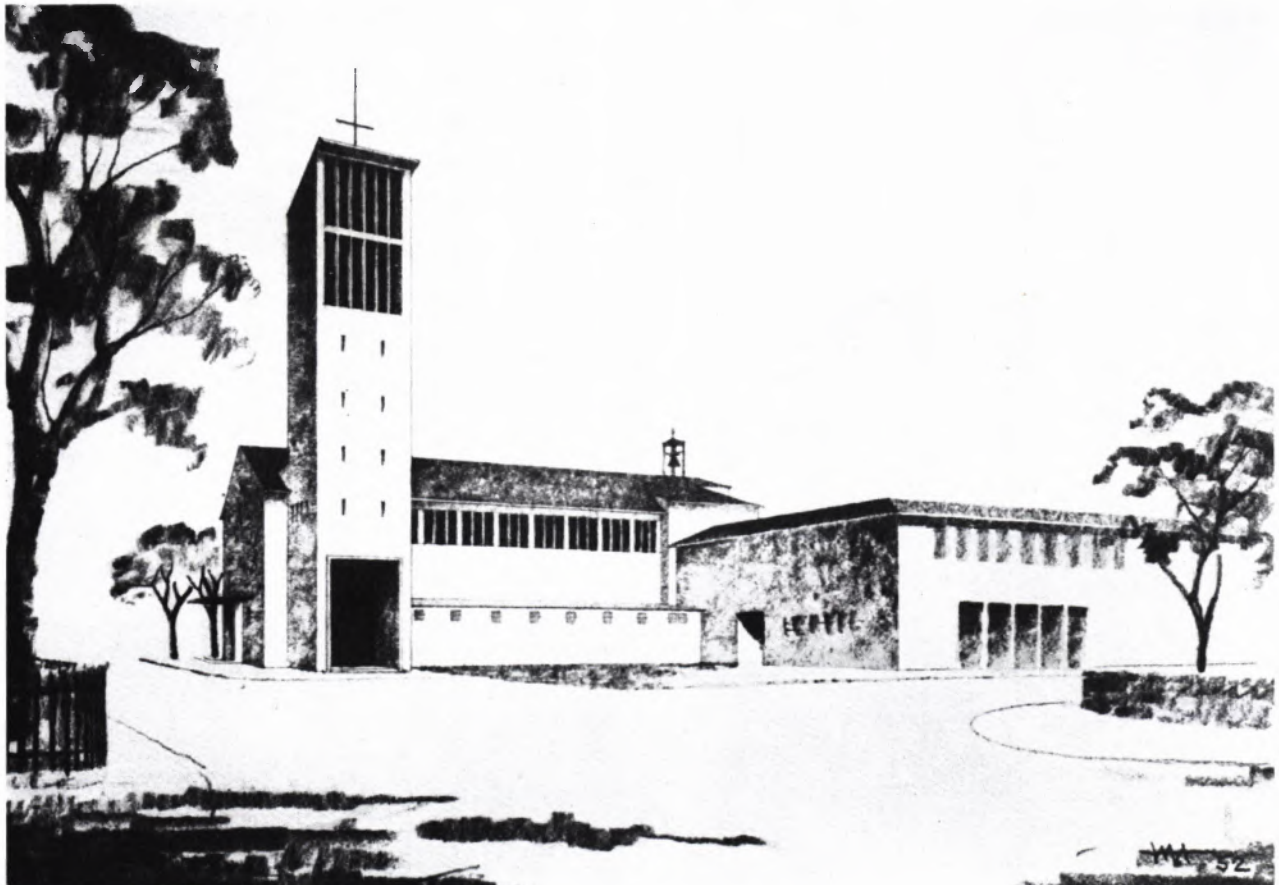
Der 100. Geburtstag des Architekten Hans Herkommer, der 60. Geburtstag des Bildhauers Otto Herbert Hajek und die beginnende Inventarisierung der Bauten der 50er Jahre in Stuttgart waren die äußeren Anlässe, die zu der Beschäftigung mit dem hier darzustellenden Objekt geführt haben. Herkommer und Hajek sind für jeden, der sich mit der Kunst des 20. Jahrhunderts in Württemberg beschäftigt, ein Begriff.

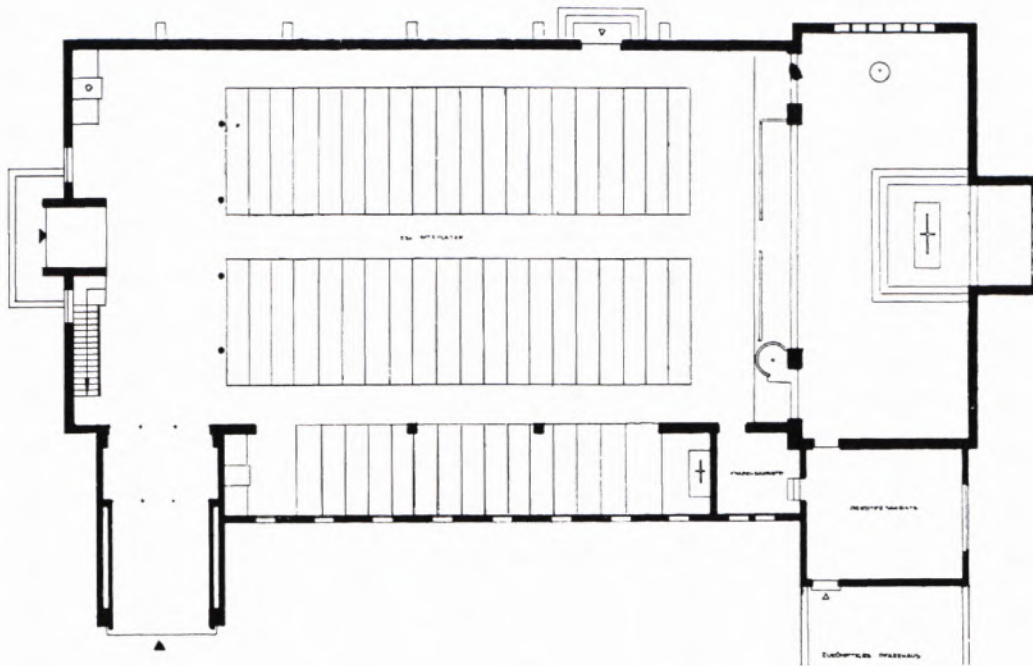
Die Auseinandersetzung mit der Nachkriegsarchitektur ist insbesondere in einer stark kriegszerstörten Stadt wie Stuttgart unumgänglich geworden. Zwei Beispiele seien stellvertretend genannt: Der grundlegende Aufsatz von Eberhard Grunsky über die Liederhalle in Stuttgart (in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg*, 2/1987) und die im Sommer 1986 in Kassel abgehaltene Deutsch-Schweizerische Tagung des Werkbundes zum Thema „Aufbruch in die 50er Jahre“ (siehe: *archithese*, 5/1986). Guntram Rother referierte über „Die 50er Jah-

re als Gegenstand der Denkmalpflege“, um abschließend den Denkmalschutz für die Nachkriegsarchitektur dann zu fordern, „wenn etwa die künstlerische oder wissenschaftliche Bedeutung außer Zweifel steht“.

Die Kirchenbaukunst ist dasjenige Gebiet der 50er Jahre, bei dem diese von Rother geforderte Bedeutung am leichtesten zu ermitteln ist, steht man doch vor einer größeren Zahl auch zeitgenössischer kunstwissenschaftlicher Grundlagenwerke zu diesem Thema. Und noch eine Tatsache macht die Beschäftigung mit dem Sakralbau der Nachkriegszeit auch sehr reizvoll: die noch sehr häufig anzutreffende Authentizität nicht nur der Architektur, sondern auch der Innenausstattung – die Vollständigkeit des Gesamtkunstwerks also. Zugleich aber ist die Vergänglichkeit solcher Authentizität vor Augen zu halten: Die Bauten der 50er Jahre haben ein Alter erreicht, in dem Sanierungen notwendig werden, verbunden mit Gefahren für die originale Sub-

1 „ENTWURF für eine neue kath. Kirche in Stuttgart-Sillenbuch vom Regierungsbaumeister H. Herkommer“. Aus: *Die Bauzeitung, Stuttgart, September 1952*, S. 346.





2 GRUNDRISS der kath. Kirche in Sillenbuch. Aus: *Die Bauzeitung*, 1952, S. 347.

stanz. Dieser Hinweis gewinnt an Bedeutung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß z. B. in Stuttgart kaum mehr ein Sakralbau aus der Zeit vor 1945, insbesondere in bezug auf die Innenausstattung, unverändert überliefert ist.

Anders ist – noch – die Lage bei den Nachkriegsbauten. Die katholische Kirche St. Michael in Stuttgart-Sillenbuch ist nur ein, allerdings prominentes Beispiel: Entworfen 1951/52 von dem auf dem Gebiet des Kirchenbaus überregional anerkannten Stuttgarter Architekten Hans Herkommer, 1953 geweiht und von so namhaften Künstlern wie dem Bildhauer Otto Herbert Hajek und dem Maler Wilhelm Geyer ausgestattet, stellt der Bau die erste katholische Kirche der Nachkriegszeit in Stuttgart dar, mit der die – hier noch darzustellenden – modernen liturgischen Grundsätze des katholischen Sakralbaus in die Tat umgesetzt wurden.

Baugeschichte und Baubeschreibung

Die Kirche St. Michael steht in Sillenbuch, in einem Stuttgarter Vorort auf der Filderhochebene, der erst

1937 nach Stuttgart eingemeindet wurde und bis dahin rein dörflichen Charakter besaß. Keimzelle der katholischen Kirchengemeinde in Sillenbuch war die 1930 gegründete Wohnbaugenossenschaft der noch erhaltenen Kolping-Siedlung. Bis 1950 stieg die Zahl der Katholiken im Ort von zwei im Jahr 1900 auf ca. 1200, insbesondere durch zahlreiche Heimatvertriebene aus dem Sudetenland. Im Jahre 1950 erfolgte die Gründung eines Kirchenbauvereins, der (in Sillenbuch wohnhafte) Architekt Hans Herkommer wurde mit dem Entwurf zu einem Kirchenbau beauftragt. Die Grundsteinlegung erfolgte 1952, ein Jahr später die Einweihung. Die Seelsorge wurde Augustiner-Patres übertragen, die 1951 aus dem Sudetenland gekommen waren.

Maßgeblichen Anteil am Zustandekommen des Gesamtkunstwerks hatte der Stadtpfarrer Hermann Breucha (Stuttgart, 1902–1972). Er war bischöflicher Beauftragter für die Rundfunk- und Fernseharbeit, Kunst-sachverständiger und Vorstandsmitglied des Diözesankunstvereins, Berater des Bischöflichen Bauamtes in Rottenburg und Organisator der Jubiläumsausstellung



3 BLICK vom Langhaus in den Chorraum.

„Kirchliche Kunst der Gegenwart“ 1952 in Stuttgart. Darüber hinaus waren auch seine „denkmalpflegerischen Beratungen landauf, landab beim Bischöflichen Ordinariat und bei den Denkmalämtern sehr geschätzt“ (E. Endrich in: Stadtpfarrer H. Breucha zum Gedächtnis). Ihm ist es letztendlich zu verdanken, daß Herkommer und Geyer als Ausführende gewonnen werden konnten und daß Hajek, ein damals noch unbekannter junger Künstler, mit der gesamten bildhauerischen Ausstattung beauftragt wurde.

Die Michaelskirche in Sillenbuch wurde durch Max Schneider (vgl. Lit.) dem Typus einer „pfeilerlosen Basilika“ zugeordnet. Zutreffender wäre wohl hier die spannungsreiche Auseinandersetzung mit dem frühmittelalterlichen Sakralbau zu sehen. Unter dem seitlich der nordöstlichen Giebelwand angeordneten Glockenturm hindurch betritt man einen flach gedeckten Saal mit enggereihten, obergadenartig angeordneten Fenstern an beiden Längsseiten. Ein niedriges Seitenschiff öffnet sich an der Nordwestwand, eine Empore über dem eigentlichen Haupteingang schließt die dem Altar gegenüberstehende Schmalseite ab. Der Altarraum erhebt sich nur wenig erhöht gegenüber dem Niveau des Langhauses, lediglich zwei an die Seiten gerückte Pfeiler grenzen ihn vom Versammlungsraum der Gemeinde ab; zwei großformatige Fenster, hinter dem Altar und im Südosten, tauchen den Raum in helles Licht. Auch die geringfügige Verbreiterung des Chorraumes ist im Eindruck der Verschmelzung mit dem Langhaus der Gläubigen kaum wahrnehmbar. Die kassettierte Holzbalkendecke des Langhauses trägt mit ihrer längsgerichteten Struktur ebenfalls zur Orientierung auf den Altarraum hin bei. Diese optische Bewegung wird durch die chorraumartige Tabernakelnische mit der großformatigen figürlichen Fensterwand W. Geyers aufgefangen. Knapp vor der Nische stand ursprünglich Hajeks Altar mit dem Tabernakel darauf (letzterer heute im Seitenschiff), links davon, im hellen Licht des Südostfensters, stand der Taufstein, vor dem rechten Pfeiler war Hajeks Ambo aufgestellt worden. Eine zartgliedrige Kommunionbank zog sich, zweigeteilt und kaum in Erscheinung tretend, zwischen den beiden Pfeilern hin.

Das äußere Erscheinungsbild der Kirche ist das Resultat der Innenraumkomposition einerseits und der städtebaulichen Situation andererseits. Bedingt durch die Lage des Bauplatzes zwischen drei Straßen, mußte von einer Ostung abgesehen werden; der Turm ist an die Straßenkreuzung herangerückt und dominiert somit das Ortsbild, er trägt das für Herkommer charakteristische, schon in der Vorkriegszeit von ihm entwickelte Pultdach (in Stuttgart-Kaltental). Das flach geneigte Satteldach des Langhauses ist durch die flache Decke im Innenraum ermöglicht worden. Die Innenraumglieder Tabernakelnische, Chor und Seitenschiff treten auch nach außen hin in Erscheinung. Die hell und glatt verputzten Außenwände erhielten lediglich mit dem großformatigen Reliefbild des Erzengels Michael an der Giebelwand des Haupteingangs künstlerischen Schmuck (von W. Geyer). Westlich der Kirche schließt sich seit 1955/56 der Konvent der Augustinerpatres mit dem Pfarrhaus und Sakristei sowie einem Kindergarten an (von Jörg Herkommer, dem Sohn von Hans Herkommer, entworfen).



4 DER HAUPTINGANG der Kirche St. Michael.

Die liturgischen Bestrebungen und der katholische Kirchenbau der Nachkriegszeit

Das Innere der Kirche ist Ergebnis und Spiegelbild moderner, zeitgenössischer liturgischer Anforderungen und darauf basierender architektonischer Entwicklungen. Der Historismus des 19. Jahrhunderts lebte im katholischen Kirchenbau noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts erstaunlich zäh weiter, obwohl zu diesem Zeitpunkt die liturgische Erneuerungsbewegung um sich griff. Noch im Jahre 1912 gab der Kölner Kardinal den Erlaß heraus, daß neue Kirchen „der Regel nach nur in romanischem oder gotischem bzw. sog. Übergangsstil zu bauen“ seien; und in Bayern konnten sich unter Kardinal Faulhaber heimische Barockformen fortsetzen. Doch die um 1910 in Belgien entstandene liturgische Bewegung für die Reform des Gottesdienstes forderte immer nachdrücklicher, daß die Meßfeier den Mittelpunkt bilden solle, von allen Zutaten gesäubert. Meßbücher in der Landessprache breiteten sich aus, die Gläubigen konnten so mit dem Priester die



5 DIE CHORPARTIE der Sillenbacher Kirche.





6 LANGHAUS mit Seitenschiff.

7 DAS FENSTER im Chor von Wilhelm Geyer.

8 DER AMBO von Otto Herbert Hajek zeigt Christus als Sämann.

9 DAS WEIHWASSERBECKEN von Otto Herbert Hajek.

Messe lesen und damit die Trennung in Aktive und Passive durchbrechen. In den zwanziger Jahren führte dies zur Ablehnung der Unübersichtlichkeit der historischen Räume, die Kirche sollte ein klarer Einraum werden, der während des Gottesdienstes die Gemeinde mit dem Geschehen am Altar vereinen könne. Der Altarraum rückte in den Mittelpunkt, ein kurzer Chor und die Reduktion des Altars auf Mensa, Kreuz und Leuchter, das Weglassen des ablenkenden Zierats (z. B. Wandmalerei) und sinnbildliche Darstellungen in Anlehnung etwa an frühmittelalterliche (!) Formen – so lauteten die Forderungen. Der Chorraum war bis dahin noch überhöht und räumlich abgetrennt gewesen, er stellte quasi die große Bühne für die heilige Handlung dar, die Trennung der Gemeinde in Darbietende und Empfangende bewirkend.

Neben der liturgischen Reformbewegung war es die Entwicklung des Stahlbetonbaus in den zwanziger Jahren, die neue architektonische Lösungen ermöglichte – insbesondere große Glaswände. Ein avantgardistisches Modell des neuen, des reformierten Kirchenbaus schuf

1930 Rudolf Schwarz mit der Fronleichnamskirche in Aachen. Ihre wichtigsten Merkmale sind: Altarraum und Langhaus bilden einen einheitlichen, rechteckigen und hohen Raum, daran ist seitlich ein besonders niedriges Seitenschiff angefügt, das Beichtstühle und Kreuzweg aufnimmt und der privaten Andacht Raum gibt. Ein weiteres neues Entwicklungselement des Sakralbaus der Zeit ist die Stellung des Taufsteins etwa in Altarnähe oder in einer besonders ausgezeichneten Kapelle.

Nach dem Zweiten Weltkrieg fand man vor allem beim Bau neuer Kirchen in Stadtrand siedlungen Umstände vor, die eine Loslösung von der Tradition und die Verwirklichung moderner architektonischer Konzepte erheblich erleichterten. Die Bewohner dieser expandierenden oder neuen Siedlungen, unter ihnen viele Flüchtlinge, brachten keine oder nur sehr geringe Bindung an die lokale Bautradition mit. Die katholische Gemeinde Sillenbuchs mit ihrer starken sudetendeutschen Landsmannschaft ist ein Paradebeispiel dieser neuen gesellschaftlichen Hintergründe – die einen von



7 8



9

der regionalen Tradition unabhängigen Kirchenbau möglich machten.

Ausstattung

Von Otto Herbert Hajek stammen Ambo, Antependium, Tabernakel, Taufstein, Weihwasserbecken, Altarkreuz und -leuchter, fertiggestellt in den Jahren 1953/54. Der 110 cm hohe Ambo ist aus blauem Muschelkalk-Kernstein und zeigt an der Frontseite in Tiefrelief Christus als Sämann. Das Antependium (Verkleidung des Altarunterbaus) aus blaugrauem Muschelkalk erhielt an der Stirnseite das Reliefbild eines Fisches mit Brot – das Sinnbild Christi – und die griechische Inschrift „ICHTHYS“ (Anfangsbuchstaben der Worte „Jesus, Christus, Gottes Sohn, Erlöser“). Der ursprünglich auf der Mensa aufgestellte Tabernakel mit Türen aus Silberbronze zeigt in Hochrelief Jesu Einzug in Jerusalem. In derselben Technik des Silberbronzegusses sind auch Altarkreuz und Leuchter gefertigt. Der Taufstein aus demselben Material wie Ambo und Antependium ist mit drei Tiefreliefs geschmückt, sie stellen den auferstandenen Christus, den Sturz des Engels durch Michael und Jonas als Sinnbild des getauften Christen dar. Den aus Eisenblech angefertigten Deckel schmücken Fische als Sinnbilder der Getauften. Das Weihwasserbecken ist aus Terrakotta, sein einziger Schmuck sind stark abstrahierte Hochrelief-Bilder wie am Ambo. Hajek entwarf für Sillenbuch auch einen Kreuzweg, der aber hier nicht aufgestellt wurde. Er diente als Vorbild für das 1960 begonnene Mahnmahl in Berlin-Plötzensee.

Der Maler Wilhelm Geyer stellte (gemeinsam mit der Werkstatt Wilhelm Derix in Rottweil) die Fenster im Chor, Seitenschiff und unter der Empore, sein Sohn Hermann die in der Ministrantensakristei her. Das beherrschende Chorfenster ist in „tiefem, ernstem Blau“ (das Beispiel, 1954) und Rot mit Gold auf schwarzgrünem Grund gehalten. Ihm liegt eine Stelle aus der Geheimen Offenbarung 8, 3 und 4 zugrunde: Michael neben dem Altar stehend, die Gebete der Gläubigen als Rauchopfer dem Lamm (umgeben von Evangelistensymbolen) darbringend, von sieben Posaunenengeln flankiert. Die Fenster des Seitenschiffes dominieren die Farben Rot, Gold und Grün. Sie stellen acht Szenen aus dem Leben Jesu dar, in denen die Engel in Erscheinung treten. Die beiden Rundfenster unter der Empore haben das Schutzengelmotiv zum Inhalt (u. a. St. Michael als Begleiter der Toten). Und schließlich zeigen die Fenster von Herrmann Geyer in der Ministrantensakristei zwei biblische Szenen, die auf den Dienst der Ministranten Bezug nehmen: Samuel führt seine Mutter dem Tempeldienst zu, Andreas führt den Knaben mit Broten und Fischen zu Jesus.

Die geometrisch-ornamentalen Obergadenfenster fertigte der Kunstglaser Hans Kassuba aus Degerloch. In einer Wandnische neben dem Eingang steht die Büste des Hl. Antonius, eine Treiarbeit aus Kupferblech von dem Stuttgarter Bildhauer Hubert A. Zimmermann (1908–77, Werke u. a.: Portal des neuen Rathauses, Gnom am Stiftsfruchtkasten, Christus in der Städtischen Frauenklinik, alle in Stuttgart). Die 1957 geweihten Glocken lieferte die Stuttgarter Zinngießerei H. Kurtz.

In den 60er Jahren wurden ein romanisches Kruzifix (an der südöstlichen Langhauswand), eine Madonna des 14. Jahrhunderts (im Seitenschiff) sowie ein Osterleuchter und ein Marienleuchter von dem Maler und

Bildhauer Roland Peter Litzenburger (geb. 1917) gekauft und in der Kirche zusätzlich aufgestellt. Im Jahre 1974 fertigte der Stuttgarter Bildhauer Reinhard Verstege neue Leuchter und einen Altartisch (sign. u. dat.). In den 80er Jahren wurde bei dem Südtiroler Bildhauer Josef Rifesser (1921 geb. in St. Ulrich) die im neugotischen Stil gehaltene Skulptur des Hl. Michael (an der nordwestlichen Langhauswand) erworben.

Die beteiligten Künstler und der Stellenwert der Sillenbacher Arbeit

Hans Herkommer (1887–1956) zählte bereits vor dem Weltkrieg zu den führenden katholischen Kirchenbau-meistern in Deutschland, dies belegen seine etwa 30 Arbeiten, u. a. in Frankfurt a. M., Saarbrücken, Berlin, Düsseldorf. Gottlieb Merkle, ein profunder Kenner der Materie, hat ihn als „einen großen Bahnbrecher“ bezeichnet, „der die geistigen und künstlerischen Impulse seiner Zeit aufgegriffen und den Kirchenbau nach dem Ersten Weltkrieg in und außerhalb der Diözese entscheidend mitgeformt hat“ (S. 67). Wasmuths Monatshefte für Baukunst (Jg. 1929, S. 177) zählten ihn „zu den Führern auf dem Gebiete der modernen Baukunst“. Auch nach 1945 festigte er diesen Ruf durch drei katholische Kirchenneubauten in Stuttgart, so daß er mit Recht zu den Vertretern der „modernen Linie“ (Die Bauzeitung, 1952) gezählt werden konnte. Neben zahlreichen Hervorhebungen in zeitgenössischen Fachpublikationen weist auch die Präsentation der Kirche in Sillenbuch auf der Ausstellung „Arte liturgica in Germania 1945/1955“ im Palazzo Pontificio Lateranense (im Frühjahr 1956) in Rom auf ihre Bedeutung hin. Die Arbeit gehört dem Spätwerk Herkommers an und wirkte beispielgebend in Württemberg, so u. a. auf Rudolph Lempp (Hohenkreuzkirche in Esslingen, 1956), Albert Hänle (St. Paulus in Neckartenzlingen, 1956), H. G. Reuter (St. Anna in Maichingen, 1955) oder auch Eugen Zinsmeister (Hl. Dreifaltigkeit in Stuttgart-Zuffenhausen, 1954).

Wie für die Michaelskirche in Sillenbuch, so auch für die Frühphase der Nachkriegsarchitektur um 1950 ist in Württemberg einerseits das Wiederanknüpfen an die Arbeiten vor 1933 und andererseits ihre Weiterentwicklung mit Rücksicht auf die neuen, hier skizzierten liturgischen Anforderungen der Zeit kennzeichnend. Bereits angesprochen wurde, daß Herkommer beim Pultdach-Turm auf die nach seinen Entwürfen 1930 erbaute katholische Kirche in Stuttgart-Kaltental zurückgreifen konnte. Das äußere Erscheinungsbild der Michaelskirche erinnert mit dem Satteldach und der Ausprägung der Chorphatie in der Tat an Auseinandersetzungen der Vorkriegszeit mit frühchristlichen Motiven. Der Innenraum der Kirche stellt aber zumindest in gewichtigen Ansätzen eine Neukonzeption dar, die beim Vergleich etwa mit der Kaltentaler Arbeit offenkundig wird. Dort dominierte noch der basilikale Charakter durch den stark erhöhten, nur die halbe Schiffbreite einnehmenden Chor, durch die seitenschiffartige Senkung der beiden Längsseiten des Kirchenraumes und durch andere mittelalterlich anmutende Merkmale. In Sillenbuch hat Herkommer nunmehr den Chorraum fast auf das Langhausniveau abgesenkt und über die Langhausbreite hinaus geweitet, so daß der Eindruck eines einheitlichen Gesamtraumes entsteht. Diese Raumverschmelzung ist durch eine – ebenfalls in den 30er Jahren begonnene – technische Neuerung Herkommers ermöglicht worden: er ersetzte die Deckenquerkonstruktion



10 DER TAUFSTEIN von Otto Herbert Hajek.

durch Längsbinder, die als Gitterträger in Längsrichtung vom Kircheneingang bis zum Chor durchlaufen. Ein „völlig neuer Raum war geschaffen worden, der einerseits unter besonderer Betonung der wieder erlebten Wandflächen, die man in der Basilika nicht sieht, die Form eines großen, übersichtlichen Saales, andererseits anstelle der überlieferten, gewohnten Arkadendynamik eine durch Technik geschaffene Rhythmik erhalten hatte“ (Hugo Schnell, S. 44). Andererseits wirkt insbesondere äußerlich die querhausartige Chorpattie mit der Nische noch ausgesprochen frühmittelalterlich beeinflusst und knüpft an die hier angesprochenen Empfehlungen der Vorkriegszeit an. Diese Stellung zwischen Tradition und Moderne ist für den Sakralbau der frühen 50er Jahre in Württemberg charakteristisch – für den evangelischen Kirchenbau allerdings in weit stärkerem Maße.

Auch die für die Innenausstattung des Gotteshauses herangezogenen Künstler zählten bzw. zählen zu den prominentesten ihres Faches. Die Gestaltung der Fenster wurde dem Maler Wilhelm Geyer (1900–1968) übertragen, der mit dem Architekten H. Herkommer bereits Jahrzehnte vorher in der Suso-Kirche in Ulm erfolgreich zusammengearbeitet hatte. Geyer war bereits vor dem Weltkrieg als Mitbegründer und Vorsitzender der Stuttgarter Neuen Sezession in Erscheinung getreten, der religiösen Malerei hatte er sich schon als Akademiestudent zugewandt. Nach der Machtübernahme Hitlers waren seine Arbeiten als „entartete Kunst“ veröffentlicht worden, wegen seiner Kontakte zu der „Weißen Rose“ der Geschwister Scholl saß er lange Zeit in Haft. Mit der Glasmalerei begann er sich in den dreißiger Jahren zu beschäftigen. Nach dem Weltkrieg stieg er zu einem der wichtigsten religiösen Glasmaler Deutschlands auf, zahlreiche Ämter, Würdigungen in Fachkreisen und ein außerordentlich produktives Wirken auch weit außerhalb der Grenzen seiner Heimat belegen dies. „Sein Schaffen ragte aus der Flut zeitgenössischer Produktion weit heraus“, bedingt durch „die Rolle Geyers, besonders für die Erneuerung des christlichen Bildes in unserer Zeit“ (R. Zimmermann, S. 53). Die Sillenbacher Fenster sind in der Übergangsphase von der figurenbetonten, stofflicheren zu der geometrischen, flächigeren Periode des Wirkens von Geyer anzusiedeln.

Für den Bildhauer Otto Herbert Hajek (1927 in Böhmen geboren) bedeuteten die Arbeiten für die Sillenbacher Kirche den künstlerischen Durchbruch, sie entstanden noch während seiner Studienzeit an der Stuttgarter Akademie (bei P. O. Heim). Das Frühwerk Hajeks ist durch die noch relativ stärker ausgeprägte Gegenständlichkeit der Figuren gekennzeichnet – dies steht am Anfang einer Entwicklung, die über den um 1956 erstmals aufgetretenen sogenannten Raumknoten, die Beiträge auf der documenta in Kassel (1959) und den fundamentalen Aufsatz in den Heften für Baukunst und Werkform (13/1960) zu einer immer stärker werdenden Abstraktion und Geometrisierung führt. Doch bis dahin hatte Hajek durch z. T. umfassende Ausstattungsarbeiten in etwa 20 Kirchen Baden-Württembergs den Rang eines der führenden religiösen Bildhauer erreicht, hinzu kamen wichtige Aufträge für die Walhalla bei Regensburg (Büste Adalbert Stifters), für die Stuttgarter Liederhalle, für die Universität in Freiburg i. Br. u. a. Schon in den fünfziger Jahren wurde ihm bescheinigt, daß er „sich unter den nachrückenden Bildhauern überraschend schnell eine internationale Stellung“ erwarb, weil er wie „kaum ein anderer deutscher Bildhauer so sehr im Zentrum kirchlichen Kunstschaffens“ steht und „gleichzeitig Gebilde modernen Empfindens“ gestaltet (Das Münster, 12/1959). Der Ambo aus der Michaelskirche in Sillenbuch wurde 1956 auf der Ausstellung „Arte liturgica in Germania 1945/55“ im Palazzo Pontificio Lateranense in Rom, der Tabernakel 1959 in Stuttgart auf der Ausstellung „Kirchliches Kunstschaffen in der Diözese Rottenburg 1949/59“ vorgestellt.

Literatur:

- Hermann Peter Eckart: Kirchliche Kunst der Gegenwart. In: Die Bauzeitung, Stuttgart, Jg. 1952, S. 346 f.
Hermann Breucha: Die Kirche St. Michael in Stuttgart-Sillenbuch. In: Heilige Kunst. Mitgliedsgabe des Kunstvereins der Diözese Rottenburg, 1953.
das beispiel. Arbeiten des BDA-Kreises Stuttgart, 5/1954, S. 64 f.
Hugo Schnell: Zeitgenössische religiöse Kunst. In: Das Münster, 7/1954, S. 244.
Arte liturgica in Germania, 1945/1955. Katalog der Ausstellung in Rom, Palazzo Pontificio Lateranense, 1. 3.–18. 4. 1956.
Johannes M. Hönscheid: Otto Herbert Hajek. In: Das Münster, 1957, S. 42 ff.
Willi Weyres: Katholische Kirchen. In: Handbuch moderner Architektur, hrsg. von R. Jaspert (Berlin 1957).
Willi Weyres, Otto Bartning u. a.: Kirchen. Handbuch für den Kirchenbau (München 1959).
Hugo Schnell: Zur Situation der christlichen Kunst der Gegenwart (München 1962).
Max Schneider: Architekt Regierungsbaumeister Hans Herkommer. In: Gmünder Heimatblätter, 1962, Nr. 9.
Rainer Zimmermann: Wilhelm Geyer (Berlin 1971).
Stadtpfarrer Hermann Breucha zum Gedächtnis (Stuttgart 1972).
Hugo Schnell: Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland (München 1973).
Gottlieb Merkle: Kirchenbau im Wandel (Ruit 1973). S. 249.
Hans Ramisch, Peter B. Steiner: Katholische Kirchen in München (München 1984).
St.-Michael-Gemeinde, Stuttgart-Sillenbuch (o. J.).

Dr. Julius Fekete
LDA · Referat Inventarisierung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1

Personalia



Lothar Gonschor

Bau- und Kunstdenkmalspflege
Außenstelle Tübingen

Lothar Gonschor, Jahrgang 1938, wurde in Berlin geboren. Er studierte an der Technischen Universität Dresden Architektur. Nach dem Examen übernahm er Aufgaben vom Institut für Denkmalpflege, Arbeitsstelle Dresden, und wurde dort freier wissenschaftlicher Mitarbeiter. Der Aufgabenbereich war vielfältig und wurde im Zusammenwirken von Kunsthistoriker, Restaurator und Architekt bei archäologischer Dokumentation, Befunduntersuchung, Restaurierung und Rekonstruktion wahrgenommen. Daraus erwuchs in gegenseitigem Dialog ein hoher Anspruch im Umgang mit dem denkmalpflegerischen Gegenstand.

Neben Sanierungsproblemen und Rekonstruktionen historischer Teile standen auch Fragen zur funktionsbedingten neuen Ausstattung und baulichen Erweiterung von Baudenkmalen an, denen sich Lothar Gonschor gleichfalls widmete. Dabei war es ihm ein wichtiges Anliegen, die Substanz des Denkmals zu erhalten und dessen Maßstäb-

lichkeit als Gestaltungsprinzip zu übernehmen. Dieses blieb ihm auch später als Architekt der Diözesancaritas im Bistum Dresden-Meißen Verpflichtung, wo er Kapellen und neue Ausstattungen in historischen Räumen und Kirchen einfühlsam verwirklichte. Daneben leistete er Projektierungs- und Bauleitungsarbeit an besonders wichtigen Denkmälern, so an der ehemaligen Hofkirche und der Oper in Dresden und der ehemaligen Stiftskirche in Wechselburg. Für die Hofkirche erarbeitete er Studien zur Gliederung des Hauptschiffgewölbes, in Wechselburg wirkte er bei der archäologischen Erforschung des Lettnerstandortes mit und übernahm die Projektierung und Bauleitung für die Wiederaufstellung des Lettners am ursprünglichen Ort. Sein Mitwirken an denkmalpflegerischen Dokumentationen ist in Veröffentlichungen niedergelegt. Seit August 1987 hat er als Bau- und Kunstdenkmalspfleger in der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes die Kreise Reutlingen und Tübingen übernommen.

Buchbesprechungen

Deutscher Glockenatlas, hrsg. v. B. Bischoff und T. Breuer, Bd. 4, Baden. Bearbeitet von Sigrid Thurm unter Mitwirkung von Frank T. Leusch. Deutscher Kunstverlag, München 1985. XIV und 826 Seiten mit 55 Zeichnungen, 2 Übersichtskarten, 96 Tafeln mit 342 Abbildungen.

Als erster Band des Deutschen Glockenatlas erschien 1959 der Band Württemberg und Hohenzollern. Nach der Bildung des Landes Baden-Württemberg war der Band für den Landesteil Baden ein dringendes Desideratum. Auch dieser 4. Band des Deutschen Glockenatlas hat Sigrid Thurm zur Autorin. Sigrid Thurm ist die einzige überlebende Mitarbeiterin, die seit 1940 mit der Erfassung der Bronzeglocken befaßt war. Der Glockenatlas ist mit seinen ausgezeichneten Bänden ihr Lebenswerk. Es ist zu hoffen, daß der ausstehende Band Oberfranken bald folgt.

Der nun vorliegende Band umfaßt das Gebiet des Landes Baden, das mit dem ehemaligen Großherzogtum im wesentlichen identisch ist. Nachdem die alten Grenzen zwischen Baden, Württemberg und Hohenzollern durch die Verwaltungsreform von 1972 nicht mehr allgemein gültig waren, ergeben sich daraus besondere Schwierigkeiten. Für die Ordnung wurden die neuen Stadt- und Landkreise gewählt. Die Ortsteile in den Stadtkreisen sind dem Hauptort zugeordnet. In den Landkreisen jedoch sind die vor 15 Jahren erfolgten Eingemeindungen nur durch einen Zusatz in Klammer zu erkennen. Etwas irritiert werden historisch geschulte Leser sein, wenn sie in dem Band Baden in fetten Überschriften württembergisch klingende Kreisnamen wie Freudensstadt oder Heilbronn u. a. finden. In diesen Abschnitten sind nur die ehemals badischen Orte dieser neuen baden-würt-

tembergischen Kreise verzeichnet. Diesen Schwierigkeiten begegneten die Bearbeiterin und ihr Mitarbeiter so erfolgreich, daß kaum ein Versehen festzustellen ist (Karlsruhe-Knielingen geriet in den Landkreisabschnitt und wurde aber durch Verweis für die Stadt gerettet) und schon gar nicht irgendwelche Lücken.

In dem neuen Band wurden die erhaltenen und nachweisbaren abgegangenen Glocken bis etwa 1860 erfaßt. Die historische Übersicht bietet eine ausgezeichnete, lesbare Zusammenfassung des im Hauptteil auf 570 Seiten dargebotenen Materials von über 2300 historischen Glocken. Die Überfülle des darin stekenden Wissens wird vorbildlich durch Verzeichnisse der Gießer, Gießhütten, der nicht identifizierten Glocken, Stammtafeln wichtiger Glockengießfamilien, in Personennamen-, Wappen-, Ortszeichen-, Medaillen-, Münzen-, Sie-

gel-, Pilger- und Zunftzeichenregistern erschlossen.

Das Verzeichnis „Ikonographie“ beinhaltet die auf den Glocken dargestellten Personen und Sachen. Die sonst noch auf den Glocken erwähnten Heiligen, darunter auch das auf 15 Glocken dargebotene Alphabet, finden sich im Verzeichnis „Hagiographie“. Anschließend bringt ein Ortsnamenverzeichnis die gegenwärtigen und ehemaligen Aufhängungsorte der Glocken. Im Literaturverzeichnis nehmen die Kunstdenkmälerbände und Inschriftbände über zwei Seiten ein. Unter „Quellen“ sind aber auch die Abhandlungen zum Thema Glocken zu finden. Der Bilderanhang wird am Ende des Bandes geschlossen geboten. Dies bedeutet gegenüber der Anordnung im Text des Württembergischen Glockenatlas eine große Erleichterung für den Benutzer.

Die Fülle des in dem Band erforschten Wissens kann nur derjenige erfassen, der mit dem Glockenatlas arbeitet. Es wird nicht nur das reichhaltige Material der Kirchenglocken vom 12. Jahrhundert bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts dargeboten, sondern auch zahlreiche Privatglocken. Unter diesen bilden vor allem die Glocken der Schwarzwaldhöfe eine interessante Gruppe. Es gelang auch trotz schwieriger Quellenlage, zwei Gießhütten, Blasiwald und Hohlengraben, nachzuweisen, die in der 2. Hälfte des 18. und der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts ausschließlich für die Schwarzwaldhöfe lieferten. Ein Kuriosum ist die von George Mears in London für den Untereckhof bei Gütenbach 1858 gegossene Glocke. Hauptzentrum für Baden waren die Gießhütten in Basel (16.–19. Jh.), Freiburg (16.–19. Jh.), Heidelberg (15.–19. Jh.), Konstanz (16.–19. Jh.), Lothringer Wandergießer (15.–18. Jh.), Schaffhausen (14.–19. Jh.), Straßburg (16.–19. Jh.), Villingen (17.–19. Jh.) und Würzburg (14.–19. Jh.). Unbekannt blieb die Herkunft von nur fünf Glockengießern aus dem 15./16. Jahrhundert. Größer ist dagegen die Zahl der nicht zu identifizierenden Glocken.

Mit dem Glockenatlas Baden ist als erstes Bundesland Baden-Württemberg komplett bearbeitet. Geschichte und Kunstgeschichte der Glocken werden in diesem Spezialinventar in mustergültiger Weise geboten. Neben den großen klassischen Inventaren (Kunstdenkmälerbände) wird man auch in Zukunft auf diese Spezialinventare nicht verzichten können. In einem Beiheft zum Glockenatlas sollen die Tonanalysen als Ergänzung gebracht werden. Mit der Widmung des Bandes an den 1982 verstorbenen Glockensachverständigen Hans Rolli wird eines Mannes gedacht, der sich über Jahrzehnte um die Erhaltung historischer Glocken in Baden verdient gemacht hat. *Hans Huth*

*

Literatur zum Thema Stuck

1. Technische Fachbücher

1985 erschien im traditionellen Julius Hoffmann-Verlag, Stuttgart, das Fachbuch: **Leixner, Siegfried, und Adolf Raddatz: Der Stukkateur. Handbuch für das Gewerbe.** Beide Verfasser sind technische Oberlehrer an der Bundesfachschule für Stukkateure in Heilbronn. Im Vorwort dieses Buches heißt es: „Nach unseren Beobachtungen wächst das Interesse an den künstlerischen Leistungen unseres Berufes wieder. Das bezieht sich sowohl auf die Freude moderner Bauherren, ihr Haus innen und außen mit ornamentalem Schmuck herauszuheben, wie auf den ausgedehnten und weiterwachsenden Bereich der Denkmalpflege. Wir haben deswegen diesen Techniken hier entsprechenden Raum gegeben: Rabitzgewölbe und Stuckgesims, Sgraffito und Putzintarsie, Formen und Gießen usw.“ Tatsächlich nehmen die zwölf Kapitel über solche Arbeiten weit mehr als die Hälfte des Buches ein. Es ist selbstverständlich, daß bei einem reinen technischen Fachbuch für Stukkateure die Neuherstellung von Putz- und Stuckarbeiten Vorrang vor den Techniken der Erhaltung und Ausbesserung des Bestehenden beansprucht. Das hat das neue Buch mit seinem Vorgänger gemeinsam, dem berühmten „Lade/Winkler“: **Lade, Karl, und Adolf Winkler: Putz, Stuck, Rabitz. Handbuch für das Gewerbe.** Julius Hoffmann-Verlag, Stuttgart, 1. Auflage 1936, 5. und letzte Auflage 1955. (Der Lade/Winkler ist in Antiquariaten noch relativ häufig angeboten.) Gegenüber diesem alten Fachbuch ist das neue im Umfang wesentlich kleiner geworden, nur noch 280 statt über 400 Seiten. Nicht mehr aufgeführt sind eine ganze Reihe von speziellen Techniken wie Hartstuckputz, Steinputz oder Putzgrund für Freskomalerei. Dafür ist selbstverständlich neu hinzugekommen ein Kapitel über Kunstharzputze, die im Text korrekt als „Beschichtungen mit putzartigem Aussehen“ bezeichnet sind. An die Stelle der kurzen Behandlung des Stuckmarmors unter der Überschrift „Kunstmarmor“ bei Lade/Winkler ist in dem neuen Buch ein ausführliches Kapitel mit farbigen Abbildungen getreten. Abgehandelt wird dabei auch die Scagliola unter der sehr sinnvollen Überschrift „Stuckmarmor-Intarsien“. „Stucco lustro“ ist, offensichtlich zu Recht als malerische Technik angesehen, aus dem neuen Fachbuch verschwunden, damit allerdings auch die Putztechnik zu dessen Vorbereitung. Obwohl sehr viele durchgefärbte Putze auf dem Markt sind, ist bei Leixner/Raddatz das Kapitel „Farbige Putzbehandlung“ aus Lade/Winkler auf gut

zehn Zeilen im Kapitel „Fassadengestaltung“ geschrumpft. Auf das Vorkommen in der Masse gefärbter Putz- oder Stuckflächen bei historischen Bauten wird nicht hingewiesen. Das bringt uns auf die Frage, wie in dem neuen Fachbuch der im Vorwort ausdrücklich erwähnten Tätigkeit des Stukkateurs in der Denkmalpflege Rechnung getragen wird. Hierzu wäre sicher eine zusammenfassende Darstellung historischer, heute außerhalb der Denkmalpflege nicht mehr angewandter Techniken und Formen notwendig. Dazu müßten neben der Verwendung durchgefärbter Mörtel auch die vielfältigen Methoden der Putzstrukturierung im Barock, die Steinimitationsputze der Gründerzeit und die auch technisch meist sehr problematischen Strukturputze des Jugendstils gehören, aber auch die bei Lade/Winkler noch angeführten Spezialtechniken der dreißiger Jahre, um nur einiges zu nennen. Von der im denkmalpflegerischen Alltag immer wieder auftretenden Aufgabe, alte Putze, etwa aus gotischer Zeit, zu erhalten und formal und technisch angemessen zu ergänzen, ist im Buch nirgends die Rede. Die Aussage „Bei altem Mauerwerk geht es in der Regel darum, unterschiedliche Steinformate ... so zu überschichten, daß eine ebene, gleichmäßige Fläche entsteht“, ist ergänzt durch ein Foto, in dem die durch dieses Verfahren entstehende tote Oberfläche durch eine abgekallte Struktur nachträglich belebt wird. Der meist sehr viel sinnvollere freie Antrag wird allerdings unter dem Stichwort „Naturputz“ beschrieben. Auf S. 107 ff. ist das Renovieren einer Barockfassade als Beispiel dargestellt. Das Schadensbild zeigt eine reiche, unterschiedlich strukturierte Quaderung aus Mörtel. Auf welche Weise die in einem weiteren Bild gezeigte Instandsetzung erfolgte, ist aus dem Text überhaupt nicht zu erkennen. Mit aller wünschenswerten Ausführlichkeit ist die Herstellung von Stuckprofilen und von plastischen Bauteilen aus Stuck dargestellt. Unter dem Stichwort „Renovieren alter Stuckdecken“ sind die notwendigen Arbeitsgänge summarisch beschrieben. Daß die Arbeitsgänge des folgenden Absatzes „Nachbilden einer historischen Stuckdecke“ selbstverständlich auch für die Teilerneuerung einer Decke gelten, wird nicht gesagt. Der Absatz wird eingeleitet mit dem Satz: „Der Aufwand für die Sanierung der alten Teile ist häufig so groß, daß zu überlegen ist, ob nicht eine Neuerstellung vorzuziehen wäre.“ Das wird sicher in vielen Fällen zutreffen; trotzdem wäre zu wünschen, daß in einer Neuauflage dieses doch sicher als Standardwerk gedachten Fachbuches der für Arbeiten im Bereich der Denkmalpflege maßgebende Erhaltungsgedanke eine stärkere Betonung finden würde. Eine Aufgabe vermag das Fachbuch von Leixner und Raddatz auf jeden Fall zu erfüllen: „Den jungen Stukkateur zu befähigen,

neben den Forderungen moderner, maschineller Putz- und Trockenbautechnik die handwerklichen Stucktraditionen zu beherrschen, die in den letzten 25 Jahren nur selten gefragt waren.“

Diesen Satz schrieb Dipl.-Ing. Albrecht Böttinger vom Ausbildungszentrum Propstei Johannesberg Fulda im Vorwort eines ebenfalls 1985 erschienenen Fachbuchs. Es erschien unter dem Namen „Stukkateur-Handbuch“ in der Reihe „Libri Rari“ im Verlag Th. Schäfer, Hannover, und ist ein Reprint nach der dritten Auflage der „Gipsersfibel“ von Binder, Schaumann, Haas und Läßle. Dieses als Leitfaden für die Berufsausbildung und zur Vorbereitung auf die Gesellenprüfung gedachte Buch erschien in der dritten Auflage 1955 zum letzten Mal. Der Inhalt deckt sich weitgehend mit den entsprechenden Kapiteln bei Leixner/Raddatz, beschränkt sich aber ausdrücklich auf die zum Zeitpunkt seines letzten Erscheinens geltenden Grundforderungen, die zum Bestehen der Gesellenprüfung im Stukkateur-Handwerk notwendig waren.

Nicht uninteressant ist der Blick auf das als berufsbildende Literatur verbindlich erklärte Fachbuch der DDR, Wilke, Horst: **Lehrbuch Stuck- und Gipsarbeiten**. Überarbeitete Auflage der 7. Auflage, VEB Verlag für Bauwesen, Berlin, 1985. (Auch dieses Buch ist in der Bundesrepublik über den Buchhandel zu beziehen.) Zwar spielt in diesem Lehrbuch der Trocken- und Montagebau eine ganz große Rolle, trotzdem aber sind 35 von 140 Seiten der Technologie der Zug- und Formarbeiten gewidmet. Ein eigenes Kapitel behandelt „Fassadengestaltungselemente“. Gemeint ist die Serienanfertigung von Baugliedern wie Fensterverdachungen, Konsolen usw. zur Restaurierung entsprechender Fassaden der Gründerzeit, die offenbar in der DDR ein so großes Ausmaß angenommen hat, daß sie in das Stukkateur-Lehrbuch aufgenommen wurde. Für den Hintergrund, auf dem solche Kenntnisse den angehenden Stukkateuren vermittelt werden sollen, zeugen die ebenfalls im Buch abgedruckten Übungsaufgaben: „Wo werden in Ihrer näheren Umgebung Bau- und Kunstwerke konserviert oder rekonstruiert? Notieren Sie möglichst viele technische Einzelheiten dazu! Wo stehen in Ihrer Heimatstadt Häuser der Bauepochen Spätklassizismus, Historismus und Jugendstil? Legen Sie Listen an zu den jeweiligen architektonischen Details!“ Die Herstellung historischer Bezüge ist offenbar dem DDR-Fachbuch Selbstverständlich.

In ganz großem Maße den historischen Bezug stellt der folgende Titel her: **Vierl, Peter: Putz und Stuck. Herstellen, Restaurieren**. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1984. Der Verfasser ist gelernter Stukkateur und Architekt und in der Bayerischen Verwaltung der Schlösser und Gärten tätig. Im einleitenden Kapitel „Was ist Stuck?“ be-

schreibt Vierl sehr anschaulich die außerordentlich vielfältigen Möglichkeiten, mit diesem Material Architektur schmückend auszugestalten. Der geschichtliche Überblick, der sich im Kapitel „Der Stukkateur“ fortsetzt, informiert nicht übermäßig systematisch, aber anschaulich und durch viele Bilder unterstützt, über Erscheinungsformen und Verbreitung der Stuckdekoration vom Stierkopf aus Knossos, in das 16. Jahrhundert v. Chr. datiert, bis zum Jugendstil im Abendland und auch außerhalb Europas. Eine auch nur einigermaßen lückenlose Darstellung der Geschichte der Stuckdekoration ist nicht geplant, allerdings gibt es mehr kunsthistorische Literatur auch über die „dunklen“ Zeiten zwischen der Spätantike und dem Stuck der Renaissance, als der Verfasser meint. Für die Behauptung Vierls, Fontainebleau, St. Denis (?) und Versailles seien „Wallfahrtsorte“ für die Stukkateure aus ganz Mitteleuropa gewesen, wären die Belege noch nachzuliefern. Bisher ist über solche Künstlerreisen von Stukkateuren nach Frankreich nur wenig bekannt, wohl aber über den großen Einfluß, den französische Stichwerke auf den Formenschatz von Stukkateuren hatten. Im Mittelpunkt des Buches steht der Arbeitsprozeß beim Herstellen und Restaurieren von Putz und Stuck. Unter der Überschrift „Vorarbeiten“ ist die Bestandsaufnahme und die Aufnahme der Schäden und ihrer Ursachen als Grundlage der Arbeit des Stukkateurs bei denkmalpflegerischen Aufgaben zusammengestellt. Im Gegensatz zu den bisher besprochenen Fachbüchern wird bei Vierl betont, daß der Stukkateur in der Denkmalpflege eben nur in begrenztem Umfang Stuckarbeiten neu anfertigen wird.

Die Zusammenstellung von Schadensursachen für die Zerstörung von Stuck ist zwar eher humoristisch als systematisch; es wird aber klar, daß sinnvolle Arbeit des Handwerkers in der Denkmalpflege genaue Kenntnis des Bestandes voraussetzt und die Kenntnis historischer Techniken und Arbeitsverfahren unerläßliche Bedingung für sachgerechtes Arbeiten ist. Sehr wichtig sind die Stichworte über Stuckfarbigkeit und Stuckfassungen, denn weißer Stuck ohne jede zusätzliche Oberflächenbehandlung ist in der Geschichte der Stuckdekoration in Mitteleuropa eher die Ausnahme. Und es sollte heute nicht mehr vorkommen, daß Stukkateure Stuckdecken so sorgfältig „freilegen“, daß am Ende ein von jeder historischen Farbschicht entblößter Rohzustand übrigbleibt. Die Fülle der Informationen, Rezepte und Arbeitsanleitungen, die Vierl in den folgenden Kapiteln über Fassadenputz, Fassadenstuck, Innenputz, Innenstuck, Sonderformen, Form- und Gußarbeiten und Kunstmarmor (unter dem er auch Stucco lustro versteht) ausbreitet, kann hier nicht geschildert werden. Zwar sind moderne Verfahren kaum erwähnt, aber für einen Stukka-

teur, der innerhalb denkmalpflegerischer Aufgaben tätig werden will, ist neben der Kenntnis der anderen Fachbücher diejenige des Buchs von Vierl wohl unverzichtbar.

Technisches Fachbuch noch immer, schlägt die zuletzt genannte Veröffentlichung mit ihrem historischen Teil die Brücke zum Thema

2. Kunsthistorische Literatur über Stuck

Hier muß zuerst noch einmal ein Buch von Peter Vierl genannt werden, das allerdings schon zwanzig Jahre alt ist: **Vierl, Peter: Der Stuck. Aufbau und Werdegang erläutert am Beispiel der Neuen Residenz Bamberg**. München, Deutscher Kunstverlag, 1969. Dort ist nämlich in exemplarischer Weise eine vollwertige und klar gegliederte Darstellung der Materialien und Techniken der Stuckdekoration verbunden mit einer Baumonographie der Neuen Residenz in Bamberg. Das verbindende Kapitel „Der allgemeine Werdegang einer Stuckierung, erläutert am Beispiel des Vierzehnheiligen-Flügels der Neuen Residenz in Bamberg“ stellt alle im technischen Teil erläuterten Arbeitsgänge an den Stuckdecken des gewählten Beispiels vor. Vierls Forschungsgegenstand ist ein Bau, der in seinen wesentlichen Teilen dem 18. Jahrhundert entstammt. Unbestritten ist, daß, zumindest nördlich der Alpen, das dritte Viertel des 17. und das 18. Jahrhundert die Zeit des Höhepunktes der Stuckdekoration waren, so sehr, daß Charakterisierung und Datierung eines Raumes des 18. Jahrhunderts ohne Berücksichtigung des Mediums Stuck kaum möglich ist.



„Läßt sich die Entwicklung des Bauschmuckes im 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts an Steinmetzarbeiten oder Schnitzwerk ablesen, so werden im weiteren Verlauf des 17. Jahrhunderts die Stukkaturen der maßgebliche Zierat der Architektur.“ So charakterisiert Helga Schröcke eine Entwicklung, die die Form der Stuckdekoration zum nächstliegenden Datierungsmerkmal für Bauten des 18. Jahrhunderts macht. So verwundert es nicht, daß die überwiegende Mehrzahl kunsthistorischer Veröffentlichungen sich mit Stuckdekorationen des 18. Jahrhunderts beschäftigt. Dabei ist es üblich, den Forschungsgegenstand regional zu begren-

zen – wenn auch in vielen Fällen ergänzt wenigstens durch Meisterlisten. Solche regional ausgerichteten Veröffentlichungen decken viele Zentren der Stuckdekoration in Deutschland und Österreich ab, wenn auch noch erhebliche „weiße Flecke“ festzustellen sind. Sie reichen von **Döry, Ludwig Baron: Die Mainzer Stukkateure der Bandelwerkzeit**, in Mainzer Zeitschrift, 48/49 (1953–54), und **Baier-Schröcke, Helga: Der Stuckdekor in Thüringen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert**, Berlin 1968 – aber geschrieben schon 1953 –, bis zu **Schemper, Ingeborg: Stuckdekorationen des 17. Jahrhunderts im Wiener Raum**, Wien – Köln – Graz 1983.

Monographien sind eher selten. Genannt werden sollen hier nur **Morel, A. F. A.: Andreas und Peter Anton Moosbrugger. Zur Stuckdekoration des Rokoko in der Schweiz**, Bern 1973, und **Thon, Christine: J. B. Zimmermann als Stukkator**. München 1977. Fast vollständige Bibliographien der regional ausgerichteten Stuckliteratur finden sich bei Morel und im später zu besprechenden Werk von Beard. Die regionale Begrenzung eines Forschungsgebietes ist besonders problematisch angesichts der Tatsache, daß fast alle Stukkateure des 18. Jahrhunderts Wanderkünstler waren, die ihre Arbeitsplätze über sehr große Entfernungen hinweg wechselten. Die Behandlung von ganzen Gruppen von Stukkateuren gemeinsamer Herkunft wurde für die Wessobrunner in vielen Aufsätzen, für die Comasken in einem Sammelband **Arte e Artisti dei Laghi Lombardi**, Como 1964, unternommen. Der verhältnismäßig ausführlichen Beschäftigung mit der Stuckdekoration des 18. Jahrhunderts steht die Vernachlässigung des reichen Bestandes des 16. und frühen 17. Jahrhunderts, besonders in Italien, aber auch nördlich der Alpen, entgegen. Auch der Stuck des 19. Jahrhunderts ist, mit Ausnahme Englands, überhaupt noch nicht ins Blickfeld spezieller kunstgeschichtlicher Forschung getreten. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß einer Fülle von Einzeluntersuchungen für einen ganz begrenzten Zeitraum das völlige Fehlen einer zusammenfassenden Darstellung der Stuckdekoration gegenüberstand.

Da erschien, gleichzeitig in England und Deutschland, 1983 das Buch von Beard: **Beard, Geoffrey: Stucco and Decorative Plasterwork in Europe**, London 1983; ders.: **Stuck. Die Entwicklung plastischer Dekoration**. Schuler-Verlagsgesellschaft, Herrsching 1983 (Übersetzung: Hilde Bertsch, Ludwigsburg). Der Titel ließ vermuten, daß nun endlich eine zusammenfassende Darstellung der Stuckdekoration in Europa von der Antike bis zur Gegenwart vorläge. Beard ist als ausgezeichnete Fachmann ausgewiesen. 1975 erschien von ihm **Beard, Geoffrey: Decorative Plasterwork in Great Britain**, Phaidon Press Ltd., London, ein umfassendes Standardwerk

über Stuck und Stukkateure in England (auch mit einem Ausblick auf Schottland) vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis ca. 1830. Das Buch gibt nicht nur Auskunft über alle wesentlichen Stuckdekorationen in England und ihre Meister, sondern behandelt auch Material und Technik, bis hin zu den wie in vielen anderen Ländern auch in England am Ende des 18. (und im frühen 19.) Jahrhunderts aufkommenden Spezialrezepten für modifizierte Stuckmaterialien (S. 72 f.). Die Qualität des Werkes über englischen Stuck wird von dem neuen Werk Beards nicht erreicht. Dem Anspruch des Titels kann das Buch nicht gerecht werden, obwohl es die vielfältigste bisher erschienene Materialsammlung zum Thema Stuck ist. Zu diesem Urteil mußten auch zwei umfangreiche Rezensionen kommen, von **Björn R. Kommer** in „Kunstchronik“, 1985, S. 65 ff., und von **Christina Thon** in „Zeitschrift für Kunstgeschichte“, 1986, S. 416 ff. Die dort versammelten Einwendungen und Ergänzungen sollen hier nicht noch einmal wiederholt werden. Leider ist es so, daß der Bezug auf das Vorgängerwerk über englischen Stuck, die gekürzte Übernahme mancher Teile und die wenig schlüssige Erweiterung anderer manche Schwächen des neuen Buches verursacht hat. Das gilt besonders auch für das erste realienkundliche Kapitel „Personen, Methoden und Werkstoffe“. Die für England wohl sinnvolle Scheidung in „plaster“ mit Tierhaaren als Armierung und „Stuck“ mit Zusatz von Marmorermehl gibt es so in der Geschichte des zentral-europäischen Stucks überhaupt nicht.

Sie wird auch vom Verfasser selbst ständig relativiert. So enthält das abgedruckte Stuckmasse-Rezept (S. 11) gerade kein Marmorermehl; die angeblich dem englischen *plaster* vorbehaltenen Tierhaare werden gerade beim deutschen Barock-Stuck erwähnt. Auch der zweite angebliche Unterschied, daß *plaster* hauptsächlich auf Putzlatten, Stuck hauptsächlich auf gemauerten Gewölben angebracht worden sei, wird in wenigen Sätzen auf S. 9 mehrfach behauptet und wieder zurückgenommen, so daß beim Leser nur Verwirrung übrigbleibt. Der ganze erste Teil des Kapitels ist eine Mischung aus geradezu abenteuerlich anmutenden Erklärungen technischer und chemischer Art, in diesem Zusammenhang kaum verständlicher historischer Angaben und höchst interessanter Mitteilungen über Spezialtechniken und Kunstgriffe. Die Verwirrung wird noch gesteigert durch die überforderte Übersetzerin. So wird die Angabe Beards, daß in feuchtem Stuck festrostende Drähte und Nägel wirksame Armierungen sind, die allerdings so stark überdeckt werden müssen, daß die Rostflecken möglichst nicht bis zur Oberfläche des Stuck durchwandern können, in der Übersetzung zur folgenden kryptischen Aussage: „Beim Oxydieren (sic!) erzeugten die Metallteile in

der nassen Masse ein Versteifungsmittel. Allerdings mußte man achtgeben, daß sich beim Einschlagen des Metalls kein (sic!) Rost bildete, der durchsickern und die modellierte Oberfläche verfärben konnte.“ Wer ohnehin mit der Technologie von Stuck vertraut ist, kann dem Kapitel einige Detailinformationen entnehmen; dem unbefangenen Wißbegierigen muß dringend von der Lektüre abgeraten werden – die Fehler sind kaum zu zählen. Daß Stuckmarmor, Scagliola, Poliergips und Stucco lustro (ausgerechnet mit dem ungebräuchlichen Namen **stucco lucido** bezeichnet) nicht richtig unterschieden werden, erstaunt nicht mehr. Der Rezensent versagt es sich, die technischen Angaben zur Vergoldung auf Stuck aus der englischen Ausgabe und der Übersetzung zu zitieren. Sie sind nicht nur falsch, sondern durch die gutgemeinten Übersetzungsversuche auch noch unterschiedlich falsch. Glücklicherweise muß das Urteil über das erste technische Kapitel nicht auf den kunsthistorischen Teil des Buches ausgedehnt werden. In vier Kapiteln werden hier europäische Stuckarbeiten – mit Ausblicken über Mitteleuropa hinaus – chronologisch abgehandelt; in ca. 14 Seiten die Zeit vom alten Ägypten bis zum 16. Jahrhundert, auf ca. 40 Seiten Barock und Rokoko, auf etwa 10 Seiten die Zeit vom Klassizismus bis heute. Schon der Umfang der Kapitel macht die Interessenlage des Autors deutlich. Das 16. und 17. Jahrhundert in Italien ist im Rahmen des Gesamtumfanges des Buches angemessen vertreten. Ob es für eine Geschichte der Stuckdekoration sinnvoll ist, die Kapitel nach Architekten zu gliedern, mag dahingestellt bleiben. Unübersehbarer Schwerpunkt der Darstellung des Buches aber sind die Barock- und Rokokostukkaturen in Süddeutschland und Österreich, also diejenigen Teile des umfangreichen Stoffes, für die ohnehin die meiste Literatur vorliegt. Schon Norddeutschland kommt nicht mehr vor, die zwar in Kapitelüberschriften genannten übrigen Gebiete Europas erfahren eine Behandlung, die über das Ausleeren von Zettelkästen kaum hinausgeht. Für das späte 18. und 19. Jahrhundert steht im wesentlichen England – bei den Vorarbeiten des Verfassers verständlich, aber in der Proportion vielleicht doch nicht ganz begründet. Neben der schon erwähnten ausführlichen Bibliographie ist der Bildteil des Buches lobenswert. Aus Bibliographie und Bildteil läßt sich tatsächlich die Gesamtgeschichte des Stucks von der Antike bis zur Neuzeit, auch in den technischen Besonderheiten von Material und Bearbeitung, wenigstens im Umriß erkennen.

Ob es angesichts der Materialfülle überhaupt sinnvoll und möglich ist, das umfassende Standardwerk zu schreiben, das „Beard“ noch nicht ist, lassen wir offen. Trotzdem muß die Frage nach den dringenden Desideraten gestellt

werden. Da ist einmal die Geschichte von Stuckdekoration und Stuckplastik zwischen der Spätantike und der angeblichen „Wiederentdeckung“ des Stucks im Rom des frühen 16. Jahrhunderts. Hier zeigt sich bei Beard eine ärgerliche Diskrepanz zwischen dem Textteil des Buches und dem Begleittext zum Bildteil. Im letzten heißt es unter der Überschrift „Verfall und Wiederbelebung“: „Die Stuckanwendung zog sich noch bis ins frühe Mittelalter als billiger Ersatz für Stein hin, doch ohne neue technische oder künstlerische Impulse.“ Im Textteil dagegen wird die Geschichte des Stucks im Mittelalter relativ ausführlich geschildert und festgestellt: „In Deutschland ist Stuck im Mittelalter so bedeutend, wie er in den ‚fetten‘ Jahren des Barock werden sollte.“ Angesichts der Materialfülle von Stuckplastik, die in **Grzimek, Waldemar: Deutsche Stuckplastik 800 bis 1300**, Berlin 1975, und in den allerdings andere Schwerpunkte setzenden Veröffentlichungen Christian Beutlers **„Bildwerke zwischen Antike und Mittelalter. Unbekannte Skulpturen aus der Zeit Karls des Großen“**, Düsseldorf 1964, und **„Statua. Die Entstehung der nachantiken Statue und der europäische Individualismus“**, München 1982, ausgebreitet wurde, ist der Text im Bildteil Beards unverständlich. Neben den zuletzt genannten Büchern muß das weitgehend vergessene grundlegende Werk in Erinnerung gerufen werden; **Berndt, Friedrich: Stuckplastik im frühmittelalterlichen Sachsen. Ihre Bedeutung und Technik**, Hannover 1932. Es enthält nämlich neben einem Überblick über den behandelten Bestand Materialanalysen und umfangreiche Überlegungen zu Technik und Herstellungsverfahren. Berndt kann neben den Verfahren des Formgusses und der Anstragetechnik auch den Rohguß mit schnitzartiger Bearbeitung nachweisen. Diese Technik ist nun nicht nur bei Stuckplastiken, sondern in ganz großem Maße auch bei dekorativen Stuckteilen nachzuweisen, wie sie in nahezu unübersehbarer Menge vor allem bei Grabungen und Untersuchungen frühmittelalterlicher Gebäude auftauchten. Einen Überblick über mittelalterlichen dekorativen Stuck gibt es überhaupt noch nicht. Sein Vorkommen beweist aber jedenfalls, daß Stuck im Mittelalter keineswegs nur als billiger Ersatz für Stein gesehen wurde. Form und Schmuckfunktion innerhalb der Architektur sind für einen Großteil des erhaltenen Stucks sowohl in der Antike als auch in der Neuzeit so völlig unterschieden von derjenigen des Steins, daß es doch höchst erstaunlich wäre, wenn dies im Mittelalter anders gewesen sein sollte. Damit kommen wir auf ein zweites Desiderat neben der Klärung von Umfang und Funktion der Stuckverwendung im Mittelalter: Mehr Gemeinsamkeiten als mit der Steinskulptur scheint Stuck auch im Formenschatz mit anderen Materialien zu haben, die ähnlich verarbei-

tet werden. Stichwortartig soll hier nur daran erinnert werden, daß es gotische Madonnenreliefs gibt, die in Stuck und Gußeisen aus der gleichen Form gefertigt wurden und daß bei den frühen „Stempeldecken“ für das Drücken der Stuckverzierungen an der Decke selbst Model verwendet wurden, die auch zur Herstellung von Terrakottaplatten dienten. In diesen Zusammenhang gehören auch die Steingußfiguren der Zeit um 1400, gehört auch die dem Stuck vergleichbare Verwendung von Papiermaché, etwa in Favorite bei Rastatt um 1710, im Schloß in Ludwigslust um 1770 und in Profanräumen Ostfrankreichs und der Schweiz um 1820.

3. Literatur über Stuckfarbigkeit

Für das große und gerade für die Restaurierungspraxis eminent wichtige Kapitel der Stuckfarbigkeit liegen bisher nur Aufsätze vor, allerdings Aufsätze von solchem Gewicht, daß sie zur Pflichtliteratur eines jeden gehören sollten, der sich forschend oder restaurierend mit Stuck beschäftigt. Sie stammen alle von nur zwei Verfassern: **Knoepfli, Albert: Stuck-Auftrag und Stuck-Polychromie in der barocken Baukunst**. In: Festschrift Hans Burkhardt, Gossau 1965, S. 37–82; **ders. und Mitarbeiter: Verallgemeinerung technologischer Untersuchungen besonders an gefaßtem Stuck**. In: Festschrift Walter Drack, Stäfa 1977, S. 268–284; **ders., Kapitel Stuckfärbung; Stuckpolychromie**. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 99./100. Heft, 1981/82, S. 345–353; **Koller, Manfred: Stuck und Stuckfassung: Zu ihrer historischen Technologie und Restaurierung**. In: „Maltechnik-restauro“ 1979, S. 157–180; **ders.: Die Farbigkeit der Stukkatur – Zu ihrer Entwicklungsgeschichte in Österreich vom 16. bis 18. Jahrhundert**. In: Kunstjahrbuch der Stadt Linz 1979, S. 5–29, gekürzt, aber farbig illustriert auch in: **Von Farbe und Farben. Albert Knoepfli zum 70. Geburtstag**, Zürich 1980, S. 89–100. Anmerkungen und Literaturangaben dieser Aufsätze vervollständigen auch die Nachweise zu unseren vorangegangenen Kapiteln.

4. Fußböden

Bei Lade/Winkler wird die Anfertigung von Gips-Estrichböden innerhalb der Tätigkeit des Stukkateurs genannt, bei Leixner/Raddatz wird nur noch festgestellt, daß sie bis Ende der fünfziger Jahre im Stukkateurgewerbe eine gewisse Rolle gespielt hätten. Literatur über Gipsestrich- und Scagliola-Böden gehört sicher in den Bereich der Stuckliteratur. Aus diesem Grunde sei hier angefügt: **Wihr, Rolf: Fußböden. Stein, Mosaik, Keramik, Estrich. Geschichte, Herstellung, Restaurierung**, München, Callwey (1985). In diesem Buch ist für ein

allerdings begrenztes Gebiet geleistet, was für die Stuckdekoration eben noch immer ein Desiderat darstellt, ein umfassender Überblick über Geschichte, Form und Techniken mit Einschluß der Restaurierungsmethoden. Nachdem durch die Veröffentlichungen **Kier, Hiltrud, Der mittelalterliche Schmuckfußboden**, Düsseldorf 1970, und **dies.: Schmuckfußböden in Renaissance und Barock**, München 1976, die oft vernachlässigte „sechste Begrenzungsfläche“ eines Raumes endlich auch Eingang in die kunsthistorische Literatur gefunden hat, ist Wihrs Standardwerk notwendige Ergänzung und Erweiterung ins Restauratorische. Das Buch des exzellenten Fachmannes – Rolf Wihr ist Leitender Restaurator für das Fachgebiet Stein am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege – vereinigt in idealer Weise historische Darstellung und technisches Fachbuch – technisches Fachbuch allerdings in dem Sinne, daß der Erhaltungsgedanke an der Spitze steht. Im Klappentext heißt es über das Buch: „Es zeigt, daß man beschädigte Böden keinesfalls gleich zu entfernen oder durch sterile neue zu ersetzen braucht. Die alten Böden sind wie die Wand- oder Deckenbemalungen, wie Stuck, Glasfenster, Altäre, Gemälde, Möbel und Skulpturen Bestandteile der gleichzeitig mit ihnen geschaffenen und mit ihnen gealterten Räume. Oftmals lohnt sich eine Konservierung und Restaurierung alter originaler Böden, auch in finanzieller Hinsicht.“ *Wolfgang Stoppel*

Neuerscheinung

Deutsche Kunst- und Denkmalpflege – Register der Jahrgänge 1–40 (1934 bis 1982). Bearbeitet und mit einer Einführung von **Hans-Herbert Möller**, im Auftrag der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland. 168 Seiten mit 8 Abbildungen, im Format der Zeitschrift 17,5 x 25 cm, kartoniert.

Inhalt: Entstehungsgeschichte und Entwicklung der Zeitschrift „Deutsche Kunst- und Denkmalpflege“ – ein Beitrag zur Geschichte der Denkmalpflege. Register: 1. Beiträge nach Verfassern; 2. Beiträge nach Orten; 3. Buchbesprechungen: nach Verfassern der besprochenen Werke – Werke ohne Verfasser, Sammelbesprechungen – Bibliographien, Handbücher, Berichte, Zeitschriften – Kunstdenkmälerinventare; 4. Tagungen; 5. Nachrufe, Personalien; 6. Stichwortregister: Orte, Personen, Sachen.

Die Zeitschrift „Deutsche Kunst- und Denkmalpflege“ ist seit 1934 – in der Nachfolge älterer Periodica – das Fachorgan der deutschen Konservatoren. Sie war und ist der hauptsächlich publizistische Ort, an dem die staatliche Denkmalpflege über ihre Arbeit zugleich be-

richtet und sie reflektiert, im Grundsätzlichen wie auch im gerade hier so wesentlichen Detail. Das jetzt vorliegende, mit großer Akribie gearbeitete Register zu den ersten 40 Jahrgängen der Zeitschrift ist eine Fundgrube für alle, die – von welcher Seite her auch immer – mit denkmalpflegerischer Arbeit und Problematik befaßt sind. Es ist darüber hinaus, als Materialsammlung, ein äußerst hilfreicher Beitrag zur sachlichen, differenzierten öffentlichen Diskussion denkmalpflegerischer Fragen.

Bezug: Nur über den Buchhandel oder direkt beim Verlag, Deutscher Kunstverlag, Postfach 21 04 23, 8000 München 21.

Mitteilung

Wiehre 1900 – Wohnarchitektur der Kaiserzeit Eine Fotoausstellung aus Freiburg im Breisgau

Architektur der Kaiserzeit hat immer nur Schwierigkeiten gemacht: überall in Massen produziert, meist als groß und protzig empfunden, war sie eigentlich immer herzlich unbeliebt und meistens im Weg. Schon zu ihrer Entstehungszeit gab es vehemente Kritik von Architekten, die die ganze Richtung in Bausch und Bogen verdammt und versuchten, es besser zu machen; aber spätestens in den 30er Jahren wurden historistische Schnörkelfreunde mit den gewissenhaften Baukünstlern der diversen Jugendstil-Richtungen in einen Topf geworfen und abgetan. In den 50er Jahren wurden dann zwar die Riemerschmids, Wagners und Olbrichts von der Kunstgeschichte wiederentdeckt, aber um den Preis der noch tieferen Verdammung der Stilpanscher des „Eklektizismus“: deren Villen, Miethäuser und Stadtensembles wurden



noch bis weit in die 70er Jahre mit wachsender Begeisterung abgeräumt.

Eine Wende markiert wohl das Denkmalschutzjahr 1975. Der Slogan „Haus um Haus stirbt dein Zuhause“ hatte zwar mit Denkmalpflege nicht viel zu tun, brachte aber die Leute dazu, die verspotteten Bauten der Jahrhundertwende mit den gepriesenen Leistungen der neuen Architektur zu vergleichen. Die letztere schnitt dabei nicht gut ab. Die öffentliche Meinung kippte von unkritischer Ablehnung der kaiserzeitlichen Architektur zu ebenso unkritischer nostalgischer Bewunderung jedes Schnörkels, auch wenn er als Massenprodukt aus irgendeiner Gußform stammte.

Inzwischen scheint die Zeit gekommen, auch bei dieser fruchtbaren Epoche der Architekturgeschichte die Spreu vom Weizen zu trennen und auf der Basis eines Überblickes über das Material, den die Denkmalinventarisierung vor allem im letzten Jahrzehnt erarbeitet hat, zu Bewertungskriterien zu gelangen.

Ein Artikel im Nachrichtenblatt 1/1986 beschäftigte sich mit der Spekulationsarchitektur im Freiburger Stadtteil Wiehre, einem der größten geschlossenen erhaltenen Wohnviertel der Kaiserzeit in der Bundesrepublik. Eine Fotoausstellung präsentiert nun qualitativvolle, gut erhaltene Innenräume von Villen in diesem Stadtviertel: Eingangshallen, Wohnräume, Badezimmer; dargestellt in großformatigen Farbaufnahmen des Fotografen Jan Olof Olsson. Außenaufnahmen und Innenansichten aus der Erbauungszeit wurden aus Architekturzeitschriften der Jahrhundertwende zusammengetragen. Sie illustrieren einen von Leo Schmidt erarbeiteten historischen Überblick über die Entstehungsbedingungen und Eigenarten dieser Architektur.

Die vom Baudezernat der Stadt Freiburg geförderte Ausstellung ist seit Oktober im Technischen Rathaus der Stadt Freiburg zu sehen. Da sie großes Interesse fand, wurde sie bis zum Jahresende verlängert. Anschließend soll sie in anderen Städten gezeigt werden.

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotoaufnahmen stellen zur Verfügung:
J. Feist, Pliezhausen 162, 163 Abb. 5, 164, 197–200;
J. O. Olsson, Freiburg 220;

Staatsarchiv Sigmaringen (Vorlage), Aufnahme Hauptstaatsarchiv Stuttgart B 87/32/4–6, Bestand: StAS: Wü 65/35 Nr. 254 Acc. 24, S. 181, 182;
Stadt Ulm 163 Abb. 6, 166 (Stadtarchiv), 167, 168;
LDA-Freiburg 183–187, 189, 190, 217;
LDA-Karlsruhe Titelbild, 203, 205–208;
LDA-Stuttgart 195, 196, 211–214;
LDA-Tübingen 171–173, 175, 177–179, 180 Abb. 2, 181 Abb. 3.
Aus: Kalender „Alte Ansichten“. Augustblatt. Hrsg. Kreissparkasse Friedrichshafen, Friedrichshafen 1984 (der Holzschnitt befindet sich in Privatbesitz, Langenargen), 180 Abb. 1.
Aus: M. Schefold, Ulm. Das Bild der Stadt in alten Ansichten, (Weißenhorn) 1967 (Farbtafel XI) 169.

Die Zeichnungen lieferten:

Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Az.: 2.05/410 vom 9. 11. 87, 193 Abb. 4;
LDA-Freiburg 186 Abb. 7, 188;
LDA-Karlsruhe 202, 205;
LDA-Stuttgart 194;
LDA-Tübingen 170, 175, 176.
Aus: A. Berger-Fix und K. Merten, Die Gärten der Herzöge von Württemberg im 18. Jahrhundert, Stuttgart 1981 (S. 39 Abb. 15) 192 Abb. 2 und (S. 32/33 Abb. 9) 193 Abb. 3.
Aus: Die Bauzeitung Heft 9, 15. September 1952, 57. bzw. 44. Jg., Stuttgart/München/Düsseldorf (S. 346 u. 347) 209 und 210 Abb. 2.
Aus: R. Schmidt, Schloß Ludwigsburg, München 1954 (S. 39) 191 Abb. 1.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Band 1 (vergr.)

Peter Breitling
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch

*Tübingen
Erhaltende Erneuerung
eines Stadtkerns*

München/Berlin 1971

Band 2

Reinhard Lieske (vergr.)

*Protestantische
Frömmigkeit im Spiegel
der kirchlichen Kunst des
Herzogtums Württemberg*

München/Berlin 1973

Band 3 (vergr.)

*Stadtkern Rottweil
Bewahrende Erneuerung
von Struktur,
Funktion und Gestalt*

München/Berlin 1973

Band 4 (vergr.)

Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemsen

*Beiträge
zur Untersuchung und
Konservierung mittel-
alterlicher Kunstwerke*

München/Berlin 1974

Band 5 (vergr.)

*Der Altar des
18. Jahrhunderts
Das Kunstwerk in seiner
Bedeutung und als
denkmalpflegerische
Aufgabe*

München/Berlin 1978

Band 6

*Historische Gärten
und Anlagen
als Aufgabengebiet
der Denkmalpflege*

Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

*Die Kunstdenkmäler
des ehemaligen
Oberamts Ulm
— ohne die Gemarkung
Ulm*

Bearbeitet von
Hans Andreas Klaiber
und
Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978

*Die Kunstdenkmäler des
Stadtkreises Mannheim*

Bearbeitet von
Hans Huth,
mit Beiträgen von
E. Gropengießer,
B. Kommer,

E. Reinhard,
M. Schaab
München/Berlin 1982

Adolf Schahl,
*Die Kunstdenkmäler des
Rems-Murr-Kreises*
München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes BW Konrad Theiss Verlag Heft 1

Richard Strobel und
Felicitas Buch
Ortsanalyse
Stuttgart 1986

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt

Heft 2.1. Ladenburg
Stuttgart 1984

Heft 1.1. Esslingen a.N.
Stuttgart 1985

Heft 1.2. Schwäbisch
Gmünd
Stuttgart 1985

Heft 1.3. Schwäbisch
Hall
Stuttgart 1986

Heft 1.4. Leonberg
Stuttgart 1986

Heft 1.5. Herrenberg
Stuttgart 1986

Heft 1.6. Waiblingen
Stuttgart 1987

Heft 1.7. Markgröningen
Stuttgart 1987

Heft 4.1. Ravensburg
Stuttgart 1987

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Vertrieb:
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen

Band 1
Günter P. Fehring
*Unterregenbach
Kirchen, Herrnsitz,
Siedlungsbereiche*
Stuttgart 1972

Band 2
Antonin Hejna
*Das „Schlößle“
zu Hummertsried
Ein Burgstall des
13. bis 17. Jahrhunderts*
Stuttgart 1974

Band 3
Barbara Scholkmann
*Sindelfingen/
Obere Vorstadt
Eine Siedlung des hohen
und späten Mittelalters*
Stuttgart 1978

Band 4
*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters
in Baden-Württemberg*
Stuttgart 1977

Band 5

Hans-Wilhelm Heine
*Studien zu Wehranlagen
zwischen junger Donau
und westlichem Bodensee*
Stuttgart 1979

Band 6

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters
in Baden-Württemberg*
Stuttgart 1979

Band 7

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters
in Baden-Württemberg*
Stuttgart 1981

Band 8

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters in
Baden-Württemberg*
Stuttgart 1983

Band 9

Volker Roeser und
Horst-Gottfried Rathke
St. Remigius in Nagold
Tübingen 1986

Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche
Verlagsbuchhandlung
(Nägele u. Obermüller)

Band 1 Stuttgart 1974

Band 2 Stuttgart 1975

Band 3 Stuttgart 1977

Band 4 Stuttgart 1979

Band 5 Stuttgart 1980

Band 6 Stuttgart 1981

Band 7 Stuttgart 1982

Band 8 Stuttgart 1983

Band 9 Stuttgart 1984

Band 10 Stuttgart 1986

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

Band 1

Rolf Dehn
*Die Urnenfelderkultur
in Nordwürttemberg*
Stuttgart 1972

Band 2

Eduard M. Neuffer
*Der Reihengräberfriedhof
von Donzdorf
(Kreis Göppingen)*
Stuttgart 1972

Band 3

Teil 1: Robert Koch
*Das Erdwerk
der Michelsberger Kultur
auf dem Hetzenberg bei
Heilbronn-Neckargartach*

Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde
Stuttgart 1972

Band 4

Teil 1: Gustav Riek
*Das Paläolithikum
der Brillenhöhle
bei Blaubeuren
(Schwäbische Alb)*
Stuttgart 1973

Teil 2:

Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
*Die jungpleistozänen
Tierknochenfunde
aus der Brillenhöhle*
Stuttgart 1973

Band 5

Hans Klumbach
*Der römische
Skulpturenfund
von Hausen an der Zaber
(Kreis Heilbronn)*
Stuttgart 1973

Band 6

Dieter Planck
*Arae Flaviae I
Neue Untersuchungen
zur Geschichte
des römischen Rottweil*
Stuttgart 1975

Band 7

Hermann Friedrich
Müller
*Das alamannische
Gräberfeld
von Hemmingen
(Kreis Ludwigsburg)*
Stuttgart 1976

Band 8

Jens Lüning
Hartwig Zürn
*Die Schussenrieder
Siedlung
im „Schlößlesfeld“
Markung Ludwigsburg*
Stuttgart 1977

Band 9

Klemens Scheck
*Die Tierknochen aus dem
jungsteinzeitlichen
Dorf Ehrenstein
(Gemeinde Blaustein,
Alb-Donau-Kreis)
Ausgrabung 1960*
Stuttgart 1977

Band 10

Peter Paulsen
Helga Schach-Dörge
*Das alamannische
Gräberfeld von Giengen
an der Brenz
(Kreis Heidenheim)*
Stuttgart 1978

Band 12

Ursula Koch
*Die fränkischen
Gräberfelder
von Barga und
Berghausen
in Nordbaden*
Stuttgart 1982

Band 13

Mostefa Kokabi
*Arae Flaviae II
Viehhaltung und Jagd
im römischen Rottweil*
Stuttgart 1982

Band 14

U. Körber-Grohne,
M. Kokabi, U. Piening,
D. Planck
*Flora und Fauna im
Ostkastell von Welzheim*
Stuttgart 1983

Band 15

Christiane Neuffer-
Müller
*Der alamannische Adels-
bestattungsplatz und die
Reihengräberfriedhöfe
von Kirchheim am Ries
(Ostalbkreis)*
Stuttgart 1983

Band 16

Eberhard Wagner
*Das Mittelpaläolithikum
der Großen Grotte bei
Blaubeuren (Alb-Donau-
Kreis)*
Stuttgart 1983

Band 17

Joachim Hahn
*Die steinzeitliche
Besiedlung des Esels-
burger Tales bei
Heidenheim*
Stuttgart 1984

Band 18

Margot Klee
*Arae Flaviae III
Der Nordvicus von
Arae Flaviae*
Stuttgart 1986

Band 19

Udelgard Körber-
Grohne
Hansjörg Küster
Hochdorf I
Stuttgart 1985

Band 20

*Studien zu den Militär-
grenzen Roms III
Vorträge des 13. Interna-
tionalen Limeskongresses,
Aalen 1983*
Stuttgart 1986

Band 21

Alexandra von Schnur-
bein
*Der alamannische Fried-
hof bei Fridingen an der
Donau (Kr. Tuttlingen)*
Stuttgart 1987

Band 22

Gerhard Fingerlin
Dangstetten I
Stuttgart 1986

Band 23

Claus Joachim Kind
Das Felsställe
Stuttgart 1987

Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

Heft 1, 1982 Heft 6, 1985
Heft 3, 1985 Heft 7, 1985
Heft 4, 1984 Heft 8, 1986
Heft 5, 1985 Heft 9, 1987
Heft 10, 1987

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste
Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologie des Mittelalters

Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Archäologie des Mittelalters

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 68

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Archäologie des Mittelalters

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 60 20

Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 28 21 07

Archäologie des Mittelalters

Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 4 11 21